ENGELHORN'S allgemeine ROMAN-BIBLIOTHEK.

Das Geständnis.

Von

Henry Gréville.

20.

Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek.

Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.

Alle vierzehn Tage erscheint ein Band.

Preis pro Band 50 Pf. Elegant in Leinwand geb. 75 Pf.

Ueber „**Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek**“ schreibt der „Hamburgische Korrespondent“:

Dreizehn Jahrgänge hat nun das Unternehmen aufzuweisen, das bei seinem ersten Erscheinen fast überall mit freudigem Erstaunen zwar, aber auch mit starken Zweifeln aufgenommen worden ist. Eine Auswahl der besten Romane aller Völker versprach der Verlag von J. Engelhorn in Stuttgart zu bringen, alle 14 Tage sollte ein Band von 10 Bogen kommen, und der Preis für das broschierte Exemplar sollte 50 Pf., für das dauerhaft und hübsch gebundene 75 Pf. sein. Das ließ man sich natürlich gern gefallen. So billig waren gute Romane, deutsche Originale und vortreffliche Uebersetzungen, in gediegener Ausstattung noch niemals erschienen. Aber würde der Versuch auch glücken? Würden sich Käufer in genügender Menge einfinden, um das Wagnis vor den Klippen des Mißerfolgs zu schützen, an denen frühere Unternehmungen ähnlicher Tendenz sogar mit doppelt so hohen Preisen gescheitert waren? Nun, die Antwort ist da, sie ist in den 13 Jahrgängen mit den rund 340 Bänden enthalten. Ueberall sieht man die roten Engelhorn-Bände; der Reisende, der sich über eine lange und langweilige Bahnfahrt hinweglesen will, greift nach ihnen, in den Sommerfrischen der Alpen wie am Seestrande sieht man den roten Umschlag leuchten, und was mehr wert ist, in Hunderten und Tausenden von Familien kehren die Bände ein als regelmäßige, stets mit Freude begrüßte Gäste. Sie danken diesen großen Erfolg, der von Jahr zu Jahr wächst, ebenso der erstaunlichen Billigkeit und der vorzüglichen Ausstattung in Papier und Druck als der sorgsamen Auswahl und dem sicheren Geschmack, der sich in der Zusammenstellung der Serien zeigt. Wir finden neben den bedeutendsten deutschen Schriftstellern und Dichtern — es seien nur Paul Heyse, Spielhagen, Hans Hopfen, Paul Lindau, Adolf Wilbrandt, Rich. Voß, Ernst v. Wolzogen genannt — die beliebtesten Erzähler des Auslandes, vor allem Engländer und Franzosen, dann die Skandinavier, Italiener, Spanier, Polen, Russen, Ungarn etc.

Die bisher erschienenen, in dem nachfolgenden Verzeichnis aufgeführten Romane können fortwährend durch jede Buchhandlung zum Preise von 50 Pf. für den broschierten und 75 Pf. für den gebundenen Band bezogen werden.

Erster Jahrgang.

Band	
1. 2.	Ohnet, Der Hüttenbesitzer.
3.	Conway, Aus Nacht zum Licht.
4.	Praed, Zéro.
5. 6.	Gréville, Wassilissa.
7.	Aïdé, Vornehme Gesellschaft.
8. 9.	Ohnet, Gräfin Sarah.
10.	Braddon, Unter der roten Fahne.
11.	Halévy, Abbé Constantin.
12.	Verga, Ihr Gatte.
13. 14.	Reade, Ein gefährliches Geheimnis.
15.	Theuriet, Gérards Heirat.
16.	Gréville, Dosia.
17.	Kraszewski, Ein heroisches Weib.
18. 19.	Norris, Eheglück.
20.	Kielland, Schiffer Worse.
21.	Colombi, Ein Ideal.
22.	Conway, Dunkle Tage.
23.	Boyesen-Spielhagen, Novellen.
24.	Vincent, Die Heimkehr der Prinzessin.
25. 26.	Delpit, Ein Mutterherz.

Zweiter Jahrgang.

Band	
1. 2.	Ohnet, Der Steinbruch.
3.	Lindau, Helene Jung.
4.	Bret Harte, Maruja.
5.	Die Sozialisten.
6.	Halévy, Criquette.
7.	Wilbrandt, Der Wille zum Leben. — Untrennbar.
8.	Valera, Die Illusionen des Dr. Faustino.
9. 10.	Farjeon, Zu fein gesponnen.
11.	Kielland, Gift.
12.	— Fortuna.
13. 14.	Ohnet, Lise Fleuron.
15.	Farina, Aus des Meeres Schaum.
16.	Frey, Auf der Woge des Glücks.
17. 18.	Croker, Die hübsche Miß Neville.
19.	Feuillet, Die Verstorbene.
20.	Hopfen, Mein erstes Abenteuer und andere Geschichten.
21. 22.	Alexander, Ihr ärgster Feind.
23.	v. Glümer, Ein Fürstensohn. — Zerline.
24.	Bret Harte, Von der Grenze.
25. 26.	Conway, Eine Familiengeschichte.

Dritter Jahrgang.

Band	
1. 2.	Pemin, Die Versaillerin.
3.	Braddon, In Acht und Bann.
4.	Schjörring, Die Tochter des Meeres.
5. 6.	Malot, Lieutenant Bonnet.
7.	About, Pariser Ehen.
8.	Marryat, Hanna Warners Herz.
9. 10.	Boyesen, Eine Tochter der Philister.
11.	Gréville, Savelis Büßung.
12. 13.	Ohnet, Die Damen von Croix-Mort.
14.	Pasqué, Die Glocken von Plurs.
15. 16.	Daudet, Fromont jun. und Risler sen.
17.	Hopfen, Der Genius und sein Erbe.
18.	Reade, Ein einfach Herz.
19. 20.	Malot, Baccarat.
21.	Norris, Mein Freund Jim.
22.	Sienkiewicz, Hanna.
23.	de Tinseau, Das beste Teil.
24. 25.	Conway, Lebend oder tot.
26.	de Bonnières, Die Familie Monach.

Vierter Jahrgang.

Band	
1. 2.	Haggard, Eine neue Judith.
3.	Ohnet, Schwarz und Rosig.
4.	Feuillet, Das Tagebuch einer Frau.
5. 6.	Pemin, Jahre des Gärens.
7.	Lafontaine, Gute Kameraden.
8.	Lie, Die Töchter des Commandeurs.
9. 10.	Malot, Zita.
11.	Gréville, Die Erbschaft Xenias.
12.	Voß, Kinder des Südens.
13. 14.	Fogazzaro, Daniele Cortis.
15.	Farjeon, Die Herz-Neune.
16. 17.	Ohnet, Sie will.
18.	v. Wolzogen, Die Kinder der Excellenz.
19.	Farina, Um den Glanz des Ruhmes.
20–22.	Daudet, Der Nabob.
23.	Burnett, Der kleine Lord.
24.	Theuriet, Der Prozeß Froideville.
25. 26.	Braddon, Stella.

Fünfter Jahrgang.

Band
- 1. 2. Hopfen, Robert Leichtfuß.
- 3. Daudet, Der Unsterbliche.
- 4. Ouida, Lady Dorotheas Gäste.
- 5. 6. Memini, Marchesa d'Arcello.
- 7. Was der heilige Joseph vermag.
- 8. v. Glümer, Alessa. — Keine Illusionen.
- 9. 10. Philips, Wie in einem Spiegel.
- 11. Kielland, Schnee.
- 12. Claretie, Jean Mornas.
- 13. 14. Wood, Auf der Fährte.
- 15. v. Roberts, Satisfaktion.
- 16. Gravière, Die Scheinheilige.
- 17. 18. Ohnet, Doktor Rameau.
- 19. Peschkau, Frau Regine.
- 20. de Maupassant, Zwei Brüder.
- 21. 22. Farina, Mein Sohn.
- 23. Gréville, Dosias Tochter.
- 24. Lie, Der Lotse und sein Weib.
- 25. 26. Daudet, Numa Roumestan.

Sechster Jahrgang.

Band
- 1. 2. v. Wolzogen, Die tolle Komteß.
- 3. de Tinseau, Eine Sirene.
- 4. Philips, Jack und seine drei Flammen.
- 5. 6. Gunter, Mr. Barnes von New York.
- 7. Theuriet, Gertruds Geheimnis.
- 8. Conway, Wunderbare Gaben.
- 9. 10. Ohnet, Letzte Liebe.
- 11. Voß, Die Sabinerin.
- 12. Memini, Mia.
- 13. 14. Croker, Diana Barrington.
- 15. v. Heigel, Der reine Thor.
- 16. Pontoppidan, Ein Kirchenraub.
- 17. 18. Daudet, Die Könige im Exil.
- 19. Philips, Die verhängnisvolle Phryne.
- 20. 21. Ohnet, Sergius Panin.
- 22. Serao, Achtung Schildwache.
- 23. Rabusson, Salonidylle.
- 24. 25. Gunter, Mr. Potter aus Texas.
- 26. Murray, Ein gefährliches Werkzeug.

Siebenter Jahrgang.

Band
- 1. 2. v. Roberts, Preisgekrönt.
- 3. Ohnet, Die Seele Pierres.
- 4. Theuriet, Zum Kinderparadies.
- 5. 6. Aïdé, Imogen.
- 7. Daudet, Port Tarascon.
- 8. Hope, Ein Mann von Bedeutung.
- 9. 10. Galitzin, Ohne Liebe.
- 11. Norris, Die Erbin.
- 12. 13. v. Wolzogen, Die kühle Blonde.
- 14. de la Brète, Mein Pfarrer und mein Onkel.
- 15. Voß, Der Mönch von Berchtesgaden.
- 16. 17. Haggard, Oberst Quaritch.
- 18. Peschkau, Noras Roman.
- 19. de Renzis, Auf Vorposten und andere Geschichten.
- 20. 21. de Tinseau, Versiegelte Lippen.
- 22. Jeffery, Aus den Papieren eines Wanderers.
- 23. Theuriet, Mein Onkel Scipio.
- 24. 25. Delpit, Wie's im Leben geht.
- 26. de Renzis, Verhängnis.

Achter Jahrgang.

Band
- 1. 2. Croker, Irgend ein Anderer.
- 3. Gordon, Fräulein Reseda. — Ein Mann der Erfolge.
- 4. Feuillet, Künstlerehre.
- 5. 6. Böhlau, In frischem Wasser.
- 7. Norris, Die geprellten Verschwörer.
- 8. Gordon, Daphne. Deutsch von F. Spielhagen.
- 9. 10. Remin, Ein Genie der That.
- 11. Poradowska, Mischa.
- 12. 13. v. Wolzogen, Der Thronfolger.
- 14. Colombi, Im Reisfeld. — Ohne Liebe.
- 15. Mairet, Eine Künstlerin.
- 16. 17. Gunter, Miß Niemand.
- 18. Heyse, Das Marienkind.
- 19. Villinger, Schwarzwaldgeschichten.
- 20–22. Daudet, Jack.
- 23. Der schwarze Koffer.
- 24. Mairet, Der Affenmaler.
- 25. 26. Masterman, Schwer geprüft.

Forts. siehe 4. Seite d. Umschlags.

Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
Vierzehnter Jahrgang. Band 20.

Das Geständnis.

Roman

von

Henry Gréville.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen

von

Emmy Becher.

Stuttgart.
Verlag von J. Engelhorn.
1898.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Erstes Kapitel.

Auf der schattigen und malerischen Fahrstraße, die von Clermont-Ferrand nach dem Puy de Dôme führt, rollte ein großer Landauer dahin, und der gleichmäßige Trott des stattlichen Gespanns schaukelte drei glückliche Menschen. Die alte Frau Firminy, die ihre Nichte Berthilde und deren Verlobten als Ehrendame begleitete, war vielleicht weniger stürmisch glücklich als das junge Paar, aber in ihrer Gemütsruhe fand sie doch auch ein Glücksgefühl. Die rechte Hand in der Kleidertasche versteckt, um das Geheimnis ihrer Andachtsübung nicht preiszugeben, ließ sie vielleicht zum zehntenmal während dieser Fahrt den Rosenkranz durch ihre Finger gleiten.

Die früh verwitwete kinderlose Frau hätte ohne den Beistand der Religion in einen trostlosen Seelenzustand geraten müssen. Der Glaube hatte ihr nicht nur zur Aussicht auf ein besseres Leben verholfen, sondern auch zu einer Menge von Beschäftigungen, womit sie die Zeit ausfüllen konnte, die sie noch hienieden zu verleben hatte. Ihre Schwester hatte ihr sterbend die Pflicht auferlegt, die Erziehung der reizenden, damals sechzehnjährigen Berthilde zu vollenden, was sie anfangs etwas in Unruhe versetzt hatte, denn wie sollte sie die Sorge um ihr Seelenheil mit den Sorgen einer Erzieherin vereinigen?

Berthilde hatte ihr indes diese Last bald vom Herzen genommen, indem sie den Beweis lieferte, daß diese Aufgabe sich spielend erledigen würde. Zwei oder drei Lehrer anzustellen, um ihre hübsche Begabung für das Aquarellieren, Klavierspielen und bescheidenen Hausgesang auszubilden, da-

mit war alles gethan, was eine der reichsten Erbinnen der Provinz zum letzten Schliff bedurfte.

Die Lehrer hatten sich eingefunden, Berthilde hatte ihre Stunden genommen und war nachher mit der Tante in die Kirche gegangen. Ihre Jugendfrische, die frei von Uebermut war, hatte sich aufs freundlichste mit der ehrlichen, keinem Menschen lästigen Frömmigkeit der alten Dame verständigt, und eine innige Herzlichkeit hatte sich zwischen Tante und Nichte entwickelt. Anfangs hatte Frau Firminy keinen sehnlicheren Wunsch gehabt, als recht frühzeitig durch einen Freier ihrer Mutterpflichten enthoben zu werden. Jetzt, nach sechs Jahren der Pflegschaft, that es ihr fast leid, daß Armand Loysel dieser Befreier werden und ihr die Nichte entführen wollte, genau vier Wochen nach dem Tage, wo sie auf Wunsch des jungen Mädchens zusammen einen Ausflug nach den Quellen von Fontanas unternahmen.

„Wie merkwürdig, daß du nie in Fontanas gewesen bist!“ sagte sie zu Armand, der ihr gegenübersaß und ihr glückstrahlend in die Augen sah. „Und du bist doch in Clermont geboren, wo jeder kleine Junge den Ort kennt! Auf dem Puy de Dôme bist du doch gewesen?“

„Ja, aber ich kam nicht über Fontanas ... erinnerst du dich noch?“

Ueber Berthildes hübsches Gesichtchen flog ein kindlich sonniges Lächeln.

„Ob ich mich erinnere! Es war einer von den Tagen, wo du höchst ungezogen warst! Dein Papa wollte zur Rute greifen, und hätte meine Mutter nicht Fürbitte eingelegt, wär's um die Würde des jungen Herrn Armand geschehen gewesen!“

Beide lachten herzlich, denn daß sie von jeher Kameraden gewesen waren, zählte zu den Freuden ihrer Liebe. Berthilde war nur um zwei Jahre jünger als ihr Verlobter und hatte seine Kinderspiele geteilt. Ihre Mutter, der alle Engherzigkeit fremd gewesen war, hatte den Grundsatz gehabt, daß ein Kind nicht einsam aufwachsen soll, besonders nicht, wenn dieses Kind ein großes Vermögen zu erwarten hat. Sie hatte diese Idee vielleicht bis zum Uebermaß verwirklicht und um ihr einziges Töchterchen außer den Kindern

ihrer Freundinnen eine ganze Schar von Schützlingen versammelt.

Dank der angeborenen Großmut und vornehmen Denkart des Mädchens hatte diese Erziehungsweise für Berthilde keinerlei Nachteile gehabt. In dem geschwisterlichen Verkehr mit Kindern minder begüterter Familien hatte sie gelernt, äußeren Verhältnissen keinen übermäßigen Wert beizumessen und Verdienst höher zu schätzen als Reichtum, was ihr im späteren Leben manche Freuden, aber noch mehr Widerwärtigkeiten bereiten sollte; jetzt indessen stand sie ja erst an der Schwelle dieses Lebens und hatte bisher nur seinen Sonnenschein empfunden.

„Ich erinnere mich des Tages wohl!" sagte Armand fröhlich. „Ludwig Grésil hat damals alle Ehren davongetragen, er war der Tugendspiegel, ich der Sündenbock."

„Der arme Grésil! Sprechen wir lieber nichts von ihm! Nichts soll unser Glück stören! Diese köstliche Fahrt ist ganz unser eigen, und drum habe ich auch gewünscht, so zeitig aufzubrechen. War's nicht das Richtige, Tantchen?"

„Gewiß, mein Kind," stimmte Frau Firminy nach einer kleinen Pause bei. Sie hatte erst ihr Gebet beendigen müssen.

Je höher die Straße stieg, desto reicher und weiter wurde der Ausblick, und als der Kutscher an der letzten Kehre anhielt, um die Pferde verschnaufen zu lassen, lag ein gutes Stück der Auvergne vor ihnen.

„Sieh' nur, Armand, das ist unser Heimatland, das ist die Auvergne! Ein Land voll Reichtum und Armut, voll fetter Weiden und unfruchtbarer Gebirgszüge, ein Land der Gegensätze!"

„Wie wir Auvergnaten auch! Ein alter Boden mit erloschenen Vulkanen, aber wer weiß, ob es unter der Asche nicht noch glüht? Jedenfalls kochen sie uns das Wasser für unsre Heilquellen ... Berge und Menschen mit verhaltenen Leidenschaften!"

Beide lachten wie die Kinder.

„Wie köstlich, miteinander Dummheiten zu schwatzen!" sagte Berthilde, als die Pferde sich wieder in Bewegung setzten, „und dabei denken zu dürfen, daß es im ganzen Leben so fortgehen wird!"

„Du meinst, daß wir immer Dummheiten schwatzen werden?“ fragte der junge Mann neckend.

„Ich will's hoffen!“ versetzte sie beinahe feierlich. „Mir thäte jeder leid, der, mag er noch so alt sein, kein harmloses Vergnügen mehr an Scherzen fände, die vielleicht nicht geistreich, aber sicher harmlos sind.“

„Du hast recht — wie immer! Das ist zum Verzweifeln!“

„Da wären wir!“ rief das junge Mädchen. „Du bleibst doch im Wagen, Tantchen? Es ist viel besser für dich, als dir nasse Füße zu holen wie wir! Die Schicklichkeit braucht dir keine Sorgen zu machen — um acht Uhr morgens begegnet man keiner Menschenseele! Die Touristen liegen noch in den Federn, die treffen wir erst auf dem Heimweg.“

Sie sprang leichtfüßig aus dem Wagen, den der Kutscher in den Schatten lenkte, und ging auf das Dörfchen zu, das aus ein paar im grünen Dickicht versteckten Häusern bestand. Eine Frau, die durchaus den Fremdenführer für das junge Paar machen wollte, wurde durch etliches Kupfergeld beseitigt, dann führte Berthilde ihren Verlobten auf eine kleine Anhöhe und sagte: „Jetzt werde ich dir alles der Reihe nach zeigen.“

In unregelmäßigen, verschieden gefärbten Granitbecken lagen die Wasserflächen vor ihnen ausgebreitet, und dieses Wasser war von unvergleichlicher Durchsichtigkeit. Krystallhell ist nicht das richtige Wort dafür, denn beim Krystall hat man immer das Gefühl des Körperlichen, während man hier einfach nichts wahrnimmt. Beugt man sich über die Fläche, so könnte man ohne das leise Gekräusel an den Stellen, wo die Quelle ins Becken strömt, einfach einen sammetartigen Algen- und Moosteppich in freier Luft vor sich zu haben wähnen.

Leichtfüßig wie eine Bachstelze schritt Berthilde zwischen den Wassertümpeln und Quellen hindurch, bald stillstehend, wo sich irgend etwas Besonderes darbot, bald die Hand ins Wasser tauchend, das in funkelnden Tropfen von ihren Fingern sprühte. Wie in eine Märchenwelt versetzt, folgte ihr Armand.

Die Wasser verschwanden im Dickicht des Waldes, unter

Brücken und uralten Mühlen, um an deren bemoosten Rädern wieder aufzuleuchten; wie große Spiegel blitzten sie da und dort in der Morgensonne, verkrochen sich im Röhricht und plätscherten unter den losen Steinen, die zum Uebergang dienten. Ueberall war Wasser und wieder Wasser, klar und leuchtend, daß man im Diamantenland des Märchens zu sein glaubte. Kaum ließ es dem Menschen Raum, in seinem Bereich Fuß zu fassen. Nirgends tief, rieselte es so fröhlich dahin wie Vogelzwitschern; es war wie ein lebendiges Wesen, dessen geschäftige Beweglichkeit den ganzen Raum mit frischem Leben erfüllt.

Unter einer Gruppe von Steineichen, deren Zweige sich über ihrem Haupte kreuzten, blieb Berthilde stehen. Die Sonnenstrahlen huschten durch das grüne Dickicht und trieben auf der fast regungslosen Wasserfläche und den weißen Kieseln ihr Spiel.

„Ist es nicht köstlich?“ fragte sie mit leiser Stimme.

Armand trat näher; doch statt aller Antwort sah er sie nur an. Mit ruhiger Freude erwiderte sie seinen Blick.

„Es ist — wie du,“ versetzte er in ebenso gedämpftem Ton, denn die grüne Halle umfing sie wie ein Tempel. „Diese sprudelnde Quelle, das bist du, diese krystallene Reinheit, das bist du, der goldene Sonnenschein bist du.“

So standen sie beisammen, ohne daß auch nur ihre Hände sich berührt hätten. Die Reinheit dieser Natur ging in ihre Seelen über, und doch hauchte der heiße Atem der Leidenschaft über sie hin, wie der Sonnenschein, der jedes Blatt und jeden Grashalm erwärmte.

„Komm jetzt zum Wasserfall,“ sagte Berthilde.

Der Zauber war gebrochen. Armand zog den Arm des jungen Mädchens durch den seinigen, und langsam gingen sie auf die Mühle zu. Sie betraten einen schwanken Steg, von dessen Höhe sie einen mächtigen Wasserstrahl überblicken konnten, der schwer und gewaltig wie geschmolzenes Glas in eine grüne Tiefe hinabstürzte, um lustig plätschernd in kleinen Sprudeln weiterzufließen; Eichen und Ulmen schlossen die übermütige Najade in ein grünes Laubzelt ein, ein Sonnenstrahl durchzuckte funkelnd seine Wassermassen.

„Wie schön!“ flüsterte Armand, Berthildes Arm fester an sich pressend.

Sie machte sich los; das mutige, selbstgewisse Mädchen wollte ihre jungfräuliche Glückseligkeit durch keinen Hauch trüben lassen.

„Komm!“ sagte sie, ihm voraneilend. „Wir haben jetzt genug gesehen. Die Erinnerung an diesen Tag soll uns unvergänglich bleiben, und man muß nichts im Uebermaß genießen, nicht einmal Quellwasser!“

Er holte sie erst ein, als sie wieder bei den Quellen stillstand.

„Wirst du dich an Fontanas erinnern?“ fragte sie triumphierend.

„Bis zu meinem letzten Atemzug,“ gab er ihr freudetrunken zurück. „So oft ich deiner gedenke, werden die klaren, frischen Quellen vor mir stehen. Wie diese Flut sich ergießt und hingibt, hast du mir deine Seele gegeben, und du kannst so wenig täuschen oder lügen, wie dieser reine Himmelstau.“

„Das ist wahr,“ sagte sie einfach, „denn ich habe dich ja lieb.“

Zweites Kapitel.

Das zweite Frühstück ging zu Ende. Der Notar Loysel schob seine Kaffeetasse zurück, warf seine Serviette auf den Tisch und erhob sich in der heitern Stimmung eines guter Verdauung gewissen Menschen.

Frau und Sohn standen gleichfalls auf. Frau Loysel trat an ihres Mannes Platz, faltete sorgfältig seine Serviette und steckte sie in den schweren silbernen Ring, was er lächelnd beobachtete.

„Du wirst heute Besuche machen?“ fragte er in einschmeichelndem Tone.

„Ich?“ gab sie verwundert zurück. „Ich hatte es nicht im Sinn . . .“

„Thu's nur. Einen schöneren Tag als den heutigen findest du nicht, und es kommt mir vor, als ob du deine

Freunde in letzter Zeit etwas vernachlässigt hättest. Auch ist ja Frau Firminys Empfangstag, und Armand wird sich nicht lange bitten lassen, dich zu begleiten, oder ...? Du hast zwar deine Braut heute früh erst gesehen ..."

Armand lächelte. Berthilde nach diesem köstlichen Morgenausflug wiederzusehen, hatte seinen besonderen Reiz.

„Aber ich habe vielerlei im Haus zu thun," wandte Frau Loysel etwas unschlüssig ein. „Ich wollte meinen Wäscheschrank einräumen, alte Briefschulden los werden ..."

„An diesem herrlichen Tag! Davon kann nicht die Rede sein!" erklärte der Gatte aufs entschiedenste. „Das kannst du ebensogut morgen thun, heute machst du Besuche. Du nimmst in Clermont-Ferrand eine gesellschaftliche Stellung ein und mußt sie behaupten, außerdem machst du mir eine Freude damit, Marie," schloß er mit einem Blick, gegen den er sie wehrlos wußte.

„Dann soll es geschehen," versetzte sie errötend.

Armand verließ das Zimmer, und der Notar legte leicht den Arm um die rundlichen Schultern seiner Frau.

„Ja, es macht mir Freude," wiederholte er noch zärtlicher.

Seine Lippen berührten ihren weißen Hals, und sie wandte rasch den Kopf, um seinen Kuß leidenschaftlich zu erwidern.

„Du weißt es wohl, daß ich dir alles zuliebe thue," sagte sie mit fröhlicher Stimme.

„Darum liebe ich dich auch so," versicherte er, sich etwas zurückziehend.

Sie blickte zu ihm auf wie ein treuer Hund, der seinen Gebieter bewundert.

„Ich erwarte Klienten," sagt er, ans Fenster tretend. „Der ganze Tag ist besetzt, aber der Abend gehört uns, und morgen, denke ich, werden wir zusammen nach unserm Landhause sehen können."

„Wie es dir paßt," erwiderte sie mit verliebtem Blick.

Der Notar lächelte. Er war, was man einen schönen Mann nennt, und trug seine sieben- oder achtundvierzig Jahre mit bemerkenswerter Leichtigkeit. Das ergrauende Haar dämpfte das jugendliche Feuer seiner etwas unsteten und spöttischen Augen keineswegs. Seinen schmalen, scharfgeschnittenen Lippen

wurde das Lächeln leicht, liebenswürdige Redensarten waren ihnen geläufig. Loysel war ein erfolgreicher Mann. Er hatte in jungen Jahren diese ebenso hübsche als reiche Frau geheiratet, und nichts hatte je das Glück seiner Ehe getrübt. Sein Wohlstand hatte sich von Jahr zu Jahr vermehrt, der einzige Sohn hatte ihm keine trübe Stunde bereitet. Wohl gab es in Clermont etliche Leute, die ihn nicht sehr günstig beurteilten, aber er that, als ob er davon keine Ahnung hätte, worin immer eine Macht liegt, und trug als begüterter, schöner und auch einflußreicher Mann seinen Kopf sehr hoch.

„Also abgemacht!" sagte er. „Nun geh und kleide dich an, Marie, es ist schon zwei Uhr. Mach dich schön, damit ich Ehre mit dir einlege! Du siehst merkwürdig jung aus. — Kein Mensch würde dir den großen Jungen zutrauen! Schade, schade, daß du übers Jahr vielleicht schon Großmutter werden kannst!"

„Wenn ich nur in deinen Augen jung bleibe, mach' ich mir gar nichts daraus!" rief sie.

Er küßte ihr ritterlich die Hand und sagte herzlich, aber mit einer gewissen Herablassung: „Immer jung, immer hübsch, immer nach meinem Herzen!"

Als der Notar die Thür nach der großen, auf die Hausstaffel mündenden Vorhalle öffnete, fiel sein Blick auf einen jungen Menschen, der ihn, barhäuptig und stehend, erwartete. Zwei Landleute unterhandelten mit einem von seinen Gehilfen.

„Du bist's, Grésil?" sagte der Notar verdrießlich.

„Ja, ich bin's, Herr Notar ... es freut Sie wohl nicht?"

„Wie man's nimmt. ... Du bist also aus dem Gefängnis entlassen?"

Die Bauern spitzten die Ohren; der junge Mensch wurde dunkelrot.

„Ja, Herr Notar, heute früh bin ich entlassen worden, wie Sie zu sagen belieben."

„Und dein erster Besuch gilt mir? Sehr schmeichelhaft!"

„Ja, Herr Notar, zu Ihnen komme ich ... gerade vom Gefängnis ... Sie wissen's aber wohl, daß ich nicht

hineingehört hätte, und wenn Sie hätten sagen mögen, wie sich die Sache verhielt, oder dem Herrn Armand erlauben, daß er's gesagt hätte ..."

„Zur Sache, Grésil, ich bitte dich," unterbrach ihn der Notar mit finsterer Miene.

„Ich bleibe bei der Sache, Herr Notar ... ich bin mitten drin! Ich habe vierzehn Tage sitzen müssen zur Strafe für Hiebe, die ich bei einer Rauferei ausgeteilt haben soll, und in Wahrheit war ich gar nicht dabei, wie Sie genau wissen."

„Das heißt, wie du sagst!" versetzte der Notar höhnisch.

„Ich sag's, und Sie wissen so gut als ich, daß es wahr ist. Wer gehauen hat, das war der Brichol, Herr Notar, aber es paßte Ihnen nicht, daß er's sein sollte."

„Was sollte mir daran liegen?" fragte der Notar obenhin.

„Darüber habe ich mir auch schon den Kopf zerbrochen ... ich hatte ja vierzehn Tage Zeit zum Nachdenken."

„Und wie erklärst du's dir?"

„Das ist meine Sache ... nichts für ungut, Herr Notar ... die Hauptsache ist, daß ich unschuldig bin ..."

„Bist du bald zu Ende mit deiner Litanei?" herrschte ihn der Notar an.

„Alsbald, Herr Notar," versetzte der junge Mensch mit energischem Selbstgefühl, das sogar den Notar verblüffte. „Ich war unschuldig, und Sie wußten es. Ein Wort von Ihnen, und ich wäre frei ausgegangen. Sie wollten dieses Wort nicht sprechen, ja, Sie haben Herrn Armand, der für mich eintreten wollte, daran verhindert, indem Sie ihm weis machten, ich wäre schuldig. Jetzt habe ich eine Gefängnisstrafe abgesessen, und das ist für einen anständigen Menschen kein Spaß, so etwas läuft einem nach."

„Ach! Wenn man ein gutes Gewissen hat ... und es war ja kein Diebstahl ..."

„Nichtsdestoweniger habe ich eben gesessen, weshalb, danach zu fragen, ist den Leuten zu umständlich. In meiner Werkstatt nimmt man mich nicht mehr ... was soll ich anfangen? Andre Meister werden mir auch die Thür weisen, und was soll aus meiner alten Großmutter werden, wenn ich ohne Verdienst bin?"

„Da geht man eben anderswo hin ... wo man nicht bekannt ist.“

„Ich, jawohl, aber die Großmutter? Sie ist, wie Sie wissen, gebrechlich und kann nicht mit dem Ränzel auf die Wanderschaft ziehen und Arbeit suchen.“

„Meine Frau und die Firminyschen Damen haben in deiner Abwesenheit für sie gesorgt.“

„Die Frau Notar ist gut wie die liebe Sonne ... und wie Fräulein Berthilde ist, weiß ich ... auch Herr Armand hat sie besucht. Deshalb muß ich aber doch mein Brot verdienen. Von Almosen wollen wir nicht leben.“

„Ich werde mich nach einem Platz für dich umsehen, aber so im Handumdrehen geht das nicht. Heute fängt der Jahrmarkt an ... du weißt, daß mir die Geschäfte überm Kopf zusammenschlagen, und da willst du mir noch deine Angelegenheiten aufhalsen! Ich will dir behilflich sein, aber verschone mich mit deinen Klagen und gib dir Mühe, dich anständig zu benehmen.“

„Das sind Sie mir wohl schuldig!“ brummte Grésil mit finsterem Blick.

„Hm?“ machte der Notar, sich umdrehend.

Ein Schreiber, der eben mit Akten in der Hand aus der Amtsstube getreten war, blieb stehen. Wortwechsel waren im Hause des Notars keine Seltenheit und bildeten für die Gehilfen ein Studium, denn sie konnten dabei lernen, wie man die Klienten je nach Zahlungsfähigkeit und Willigkeit behandelt. Die beiden Landleute, die der Schreiber indessen abgefertigt hatte, entfernten sich nur widerstrebend und blieben unter der Hausthür stehen.

„Ich meine,“ fuhr Grésil fort, „daß es einfach Ihre Pflicht und Schuldigkeit ist, Herr Notar, sich meiner anzunehmen, nachdem Sie mich für einen andern sitzen ließen ...“

„Was soll das heißen?“ fuhr ihn der Notar an, der Widerspruch nicht ertrug, am wenigsten, wenn er im Unrecht war. „Weil ich thöricht genug war, mich von deiner Kindheit an für dich zu verwenden, wirst du jetzt frech und anmaßend?“

„Frech nicht, Herr Notar, und anmaßend ebensowenig. Ich fordere nur, was recht und billig ist.“

„Jetzt hab ich's aber satt . . . mach, daß du fortkommst!"

Grésil sah dem Notar voll ins Gesicht. Er war klein, aber gut gewachsen; sein fester, sicherer Blick war frei von Frechheit.

„Ich gehe schon, Herr Notar," erwiderte er ruhig. „Sie haben viel Gutes an mir gethan, und dafür bin ich dankbar, aber in dieser Geschichte mit dem Brichol haben Sie unrecht gehandelt . . ."

Die Bauern waren endlich hinausgegangen, aber sie standen noch auf der Hausstaffel, um zu lauschen; ein zweiter Gehilfe hatte sich dem ersten beigesellt.

„Genug!" rief Loysel, auf den einstigen Schützling zutretend.

„Sie haben einen Unschuldigen verurteilen lassen," sagte Grésil unerschrocken, „und das werden Sie noch bereuen."

„Auch noch Drohungen?"

Grésil hörte das mit erstickter Wut hervorgestoßene Wort nicht mehr; er war hinausgegangen und stieg die Staffel hinunter, wobei er für sich wiederholte: „Früher oder später werden Sie's bereuen!"

„Was gibt's?" fragte Frau Loysel, durch die erhobene Stimme ihres Mannes herbeigelockt.

„Dieser Esel, der Grésil, kommt aus dem Gefängnis und macht mir eine Scene . . . wohl zum Dank für das, was du an seiner Großmutter gethan hast!"

„Der arme Junge! Die Strafe war hart . . ."

„Hart? Der Mann ist auf dem Platz geblieben und hat sich heute noch nicht ganz erholt."

Frau Loysels Gerechtigkeitsgefühl besiegte für einen Augenblick die blinde Vergötterung des Gatten.

„Bist du denn gewiß, daß er der Thäter war? Ich habe mir immer eingebildet, und Armand glaubt auch, daß er für einen andern die Zeche bezahlt habe."

„Wird man mir immer und ewig mit diesem Geschwätz in den Ohren liegen?" rief der Notar außer sich. „Das ist ja allmählich nicht mehr zum Aushalten! An Ihre Arbeit, meine Herren!" sagte er zu den eilends verschwindenden Schreibern.

Er selbst trat in sein Arbeitszimmer, dessen Thür auch

auf die Vorhalle ging und zum Schutz seiner Klienten mit einer gepolsterten Doppelthüre versehen war.

„Diese eklige Geschichte,“ dachte er, „Brichol hätte auch etwas Gescheiteres thun können, als sich betrinken und wie ein Dreschflegel auf einen Unbekannten einhauen! Solche Geschichten sollten nur unter Kameraden vorkommen! Wenn dieser Grésil klug genug wäre, reinen Mund zu halten, würde ich ihn gern entschädigen, wenn er aber Lärm schlägt . . . ‚wehe dem, der Aergernis gibt‘, heißt's in der Bibel!“

Mit einem höhnischen Lächeln setzte er sich an den Schreibtisch, als leise an eine Zwischenthür gepocht wurde, die der Familie Zutritt in sein Allerheiligstes gewährte.

„Herein!“

Armand betrat das Zimmer.

„Verzeih mir, Papa, wenn ich noch einmal zu gunsten des armen Grésil mit dir sprechen möchte . . .“

„Ein höchst unbequemer Flegel, der eben vor Zeugen Drohungen gegen mich ausstieß . . . der Augenblick ist nicht glücklich gewählt!“

„Du mußt ihm seine Gereiztheit zu gute halten! Wenn ich mir vorstelle, ich wäre unschuldig verurteilt worden . . .“

„Wieder das alte Lied? Nimm dich in acht, Armand!“

„Du weißt, wie ich dich verehre und an dir hänge, Papa! Nicht aus Widerspruchsgeist bin ich so beharrlich, sondern nur, um dich aufzuklären . . .“

„Aha! Der Sohn ist klüger, unterrichteter und gerechter als der Vater! Das fängt hübsch an! Hast du im Sinn, in dieser Tonart fortzufahren?“

Armand schwieg eine Weile, während der Notar Akten durchsah. Er war ein guter Sohn, der seinem anspruchsvollen Vater nie eigentlichen Grund zur Unzufriedenheit gegeben hatte, der aber zuweilen, wenn er sich im Recht glaubte, etwas halsstarrig sein konnte.

„Vater,“ begann er jetzt, „es thut mir furchtbar leid, wenn ich dir unehrerbietig oder eigensinnig erscheine, aber mein Gewissen läßt mir keine Ruhe. Du hast mir immer versichert, Grésil in der Nähe des Niedergeschlagenen ge-

troffen zu haben, und ich bin fest davon überzeugt, daß es dir Ernst damit ist, aber bedenke, daß ich fast gleichzeitig mit dir an den Ort der That kam und daß ich ihn von der neuen Straße herkommen sah, während ein andrer sich in entgegengesetzter Richtung davon machte."

„Du hieltest den Begegnenden für Grésil, während es der Polizeikommissar war, der ihm an Wuchs gleicht."

„Und doch ..."

„Glaubst du, daß ich irgend ein Interesse daran gehabt hätte, Grésil unrecht zu thun?" fragte der Notar bedächtig, indem er sich umwandte und dem Sohn fest ins Gesicht sah.

„Gott bewahre mich vor einem solchen Gedanken, Vater," rief Armand mit Wärme, „aber man kann sich doch täuschen ..."

„Dann gib zu, daß du dich getäuscht hast, und die Sache ist abgethan. Jetzt geh und grüße deine Braut von mir ... ist die Mutter fertig?"

„Ich glaube, ja. Daß du in diesem Lärm arbeiten kannst!"

Das Haus des Notars lag an der Ecke des Marktplatzes, und die letzten Vorbereitungen für die alljährliche Augustmesse verursachten in der That einen Höllenlärm. Hammerschläge auf die Planken einer Seiltänzerbude, das Gebrüll der Tiere einer Menagerie, Probeschüsse in der Schießbude und das Gedudel eines Orchesters tönten durcheinander.

„Wenn du's auch fertig bringst," setzte Armand hinzu, „deine Klienten brauchen sicher ein Hörrohr!"

„Das wird schon nachlassen," versetzte der Notar lächelnd. „Unterhalte dich gut und mach dir keine Sorge um mich ... da kommt die Mutter!"

Frau Loysel trat durch die innere Thüre herein, wie vorhin ihr Sohn. In dem geschmackvollen Anzug hätte man sie für eine Dreißigjährige halten können, obwohl ihr zweiundvierzigstes Jahr bald zu Ende ging.

„Auf Wiedersehen!" sagte sie, ihrem Mann die Wange zum Kuß bietend, die er kaum berührte.

Sie war überrascht, ihn nach der liebenswürdigen Anwandlung nach Tisch so kühl und zerstreut zu finden, doch ihr Befremden gewahrend, wurde er sofort wieder verbindlich

und begleitete sie bis zur Hausthüre. Dann trat er in sein Vorzimmer und sagte zu dem dort sitzenden Amtsdiener: „Ich bin für niemand zu sprechen, außer für eine Dame Namens Fort.“

Drittes Kapitel.

In den Straßen von Clermont wimmelte es von Menschen und Getier. Ochsen wurden, meist von Bauersfrauen, herangetrieben und hemmten den Verkehr, der Fußsteig war mit Stroh und Heu aus geleerten Kisten bedeckt, da und dort kollerte Obst aus einem umgeworfenen Korbe. Man stieß und drängte nicht gerade, aber das Spazierengehen hatte seine Schwierigkeiten.

„Ein wunderlicher Einfall von Papa, daß ich gerade an einem Markttag Besuche machen soll!“ bemerkte Frau Loysel lachend.

„Heute ist doch Frau Firminys Empfangstag.“

„Natürlich, und wenn's zu deiner Braut geht, findest du den Weg immer angenehm! — Ach! Die ist wieder da!“ rief Frau Loysel hastig, auf den Anschlagzettel einer Kunstreitergesellschaft weisend.

„Wer denn?“ fragte der Sohn.

„Miß Liona, die Schulreiterin.“

„Miß Liona? Ach ja . . . ich erinnere mich . . . sie war seit sechs oder sieben Jahren nicht mehr hier . . .

„Seit vier,“ belehrte ihn die Mutter kurz, indem sie rasch weiter ging. „Da kommt ja die ganze Bande!“

Langsam zog eine Reiterschar durch die Straße, die Männer in der Tracht Ludwigs XIII., die Frauen in goldbetreßten Sammetkleidern, dazwischen geschmückte Karren mit Musikanten, die aus Leibeskräften ihre Blasinstrumente ertönen ließen oder auf der Guitarre klimperten, während die Artisten dem Publikum huldvoll zulächelten. Zwei oder drei Elefanten, ein Dromedar, der gebildete Esel und eine Koppel Hunde vervollständigten das Künstlerpersonal.

„Sie ist nicht dabei!“ sagte Frau Loysel, die den Zug gemustert hatte, ohne auf das harmlose Geplauder ihres Sohnes zu achten.

„Diese Miß Liona? Glaubst du, daß du sie wiedererkennen würdest, Mama?“

„O ja!“ erwiderte die Mutter, ihren Weg fortsetzend. Armand sah sie überrascht an. Das hübsche Gesicht war so düster geworden, daß es ihm ganz fremd vorkam. Die feinen kleinen Züge waren nicht für einen tragischen Ausdruck geschaffen, und doch trugen sie ihn jetzt; die plötzlich eingesunkenen Augen schienen nach innen zu blicken.

„Du bist doch nicht krank, Mama?“ fragte er erschrocken.

„Nein,“ versetzte sie, sich mühsam zum Lächeln zwingend. „Nur eine peinliche Erinnerung . . . du brauchst dir keine Gedanken darüber zu machen! Da sind wir ja am Ziel . . . willst du klingeln?“

Die Thür des alten, in einer stillen Seitenstraße gelegenen Hauses that sich auf, und die beiden standen alsbald vor dem großen, freundlichen Wohnzimmer, wo ein Kreis von Damen um Frau Firminy versammelt war. Man plauderte lebhaft und Frau Loysel glaubte von außen ihren Namen zu hören. Die Meldung des Dieners rief eine plötzliche Stille hervor, und mit dem Gefühl, die Gevatterinnen im schönsten Klatsch ertappt zu haben, trat die Notarin ein.

„Eben war von Ihnen die Rede!“ begrüßte sie die Hausfrau, das Bedürfnis nach einer Erklärung empfindend. „Das ist zwar fast selbstverständlich in einem Haus, dem Sie so bald die Tochter entführen wollen. . . . Wie befindet sich der Herr Notar?“

Frau Loysel teilte mit, daß es ihrem Manne gut gehe, und wunderte sich im stillen, daß diese Nachricht so große Teilnahme erregte und alle Welt die Sprache verloren zu haben schien. Unter genauen Bekannten kommt das Gespräch indes rasch wieder in Fluß, und die Befangenheit der ersten Augenblicke war bald überwunden.

Armand war mit Berthilde hinter den seitwärts aufgestellten Theetisch getreten, und nach kurzer Begrüßung vertiefte sich das Brautpaar in ein vertrautes Gespräch.

„Hast du den Grésil gesehen?“ fragte das junge Mädchen plötzlich.

„Der arme Junge! Ja, er war bei uns … ungeschickterweise, um meinem Vater eine Scene zu machen. Das thut mir sehr leid, denn Papa haßt derartiges … ich fürchte, er hat sich geschadet.“

„Dein Vater sollte sich für ihn verwenden,“ versetzte Berthilde, die ehrlichen, von Mitleid und Güte leuchtenden Augen fest auf ihren Verlobten heftend; „Grésil ist unschuldig … ich wollte schon heute früh darüber sprechen, aber jetzt muß es sein.“

„Auch ich bin von seiner Unschuld überzeugt, aber mein Vater will sie nicht erkennen. Du weißt ja, er hält fest an seinen Meinungen … Das ist sogar eine von den Eigenschaften, die ihm seine hervorragende Stellung eingetragen haben.“

„In diesem Fall hat er unrecht. Das Gericht hat einen Unschuldigen verurteilt, Armand! Gibt es denn keine Möglichkeit, das Urteil anzufechten und den Schaden wieder gutzumachen?“

„Wenn es sich um eine so unbedeutende Sache handelt,“ versetzte Armand, den Kopf schüttelnd, „sind die Leute viel zu bequem, das Verfahren noch einmal aufzunehmen. Wie kommst du aber zu dieser unumstößlichen Gewißheit von Grésils Unschuld, Berthilde?“

„Durch seine Großmutter. Du weißt ja, wie er an ihr hängt — er hätte sie nicht belogen, wenn er schuldig wäre. Ueberhaupt habe ich ihn nie auf einer Unwahrheit ertappt. Wenn er als kleiner Junge mit seinem jetzt verstorbenen Schwesterchen mit uns spielte, war er wohl wild, unbändig, heftig, aber ehrenhaft wie nur du selbst!“

„Was für ein Verteidiger du bist!“ sagte Armand, ihr tief in die leuchtenden Augen blickend. „Wenn ich je vors Schwurgericht komme, mußt du mein Anwalt sein, versprich es mir!“

„Von Herzen gern!“ versetzte sie lachend. „Frauen dürfen zwar vor Gericht nicht auftreten, nicht einmal in eigener Sache, aber ich kann dir ohne Gefahr mein Wort darauf geben — dich wird man nie eines Verbrechens zeihen!“

„Wer weiß? Denke an den armen Grésil!" warf Armand mit einer gewissen Wehmut hin.

Ein warnender Blick von Armands Mutter, die ihr Gespräch halb gehört, halb geahnt hatte, ließ die jungen Leute abbrechen. Bald darauf brach die Notarin auf, und Armand schickte sich etwas widerstrebend an, sie zu begleiten.

„Lassen Sie uns Armand noch!" bat Berthilde. „Wer soll mir denn helfen Thee und Kuchen herumreichen?"

Mit wahrhaft mütterlichem Ausdruck küßte Frau Loysel die reine Stirn des jungen Mädchens. Der einzige Wunsch, dessen Erfüllung ihr das Schicksal versagt hatte, war der Besitz einer Tochter gewesen; nun hatte sie in diesem Mädchen, das sie von der Wiege an kannte, die beneidenswerteste Schwiegertochter gefunden.

„So behalte ihn eben heute ... bis du ihn mir ganz entziehst!"

„Eifersüchtig, Mama?" fragte Berthilde neckisch.

„Auf Armand? Nein! Es ist der Lauf der Welt, daß Söhne heiraten, und ich bin eine vernünftige Mutter."

„Höchstens auf den Papa ist sie eifersüchtig," warf Armand lustig hin, da ihm immer das Herz aufging, wenn er die beiden so heiter verkehren sah.

„Mach keine dummen Witze!" verwies ihn die Mutter mit einem Anfluge heimlicher Gereiztheit, der Berthilde beunruhigte.

„Ach Mama!" schmeichelte sie leise im kindlichsten Tone. „Wenn Armand Schelte bekommt, muß ich ja weinen!"

Beide lachten, und doch waren ihnen die Augen feucht geworden. Mit einem innigen Kuß trennten sie sich.

Als Frau Loysel jetzt allein durch die stille Straße mit den hohen, altersgrauen Häusern ging, war ihr Herz beklommen. Der Anblick des jungen Paares stimmte sie zum Nachdenken über ihre eigene Ehe, die nicht ohne Kämpfe geblieben war.

Loysel war von Natur herrisch und hatte diese Anlage aufs glänzendste ausgebildet. Seine Frau, die er aus Neigung geheiratet hatte in einem Alter, wo bei ihm noch die ganze Selbstherrlichkeit der Jugend in Blüte stand, war nicht ohne Kämpfe ins Joch seines oft launischen Willens gebeugt worden.

Bei den meisten Frauen hebt Liebe den Widerstand auf; bei Frau Loysel war Fügsamkeit nicht zur Gewohnheit, sondern zur stündlich geforderten Pflicht geworden. Ihrer kräftigen und erregbaren Natur widerstrebte es meist, den Einfällen ihres Gebieters, deren Grund und Ziel selten verständlich war, Genüge zu thun; sie hätte wenigstens wissen mögen, warum ihr dies oder jenes zugemutet wurde, doch meist wurden ihr die Gründe vorenthalten, weil der Notar es ratsam fand, selbst harmlose Gedanken in Geheimnis zu hüllen, um keine Genossenschaft entstehen zu lassen, die in andern Fällen beengend sein könnte.

Gegen dieses häusliche Regierungssystem hatte sich Frau Loysels Verstand von jeher aufgelehnt und bäumte sich heute noch dagegen, aber der Gatte war unüberwindbarer Herrscher geblieben, weil sie rasend in ihn verliebt war.

Diese Leidenschaft war zu Anfang ihrer Ehe noch nicht vorhanden gewesen. Auf die ersten Jahre des Glücks war eine Zeit verhältnismäßiger Entfremdung gefolgt, dann eine Annäherung in einer Stunde der Anfechtung, wo der Herr und Gebieter das Bedürfnis gefühlt hatte, die Frau in seine Kümmernisse einzuweihen. Durch Mitleid hatte er sie zurückgewonnen, sie festzuhalten dienten ihm andre Mächte.

In ihrer klugen Feinfühligkeit war sie sich wohl bewußt, daß er ihr vieles vorenthielt, was ihn beschäftigte und was sie hätte wissen sollen, ja, mit dem Spürsinn der Liebe entdeckte sie auch, daß er ihr häufig Unwahrheiten sagte, sie in vielen Punkten täuschte. Dagegen empörte sich ihr sittliches Bewußtsein, sie stellte ihn zur Rede und — er fertigte sie mit seinem überlegenen Lächeln ab, das einem liebenden Herzen so weh thut.

Sie schwur sich dann wohl, diesen Mann zu hassen; und wenn sie sich der Unfähigkeit zum Hassen bewußt wurde, nahm sie sich vor, wenigstens gleichgültig gegen ihn zu werden, aber er brauchte sie nur in seiner besonderen Weise anzusehen, nur ihre abgewendete Wange mit seinen Lippen zu streifen, nur ihre widerstrebende Hand festzuhalten, so stand sie widerstandslos, besiegt vor ihm, willig, alles zu ertragen, wenn er sie nur noch ein wenig liebhaben, oder vielmehr ihr Liebe vorspiegeln wollte.

Diese Zustände erzeugten aber insgeheim eine große Bitterkeit und eine gewisse Selbstverachtung, die wechselnde Stimmungen hervorrief und den Verkehr mit ihr, sogar für die Nächsten, mitunter schwierig machte. Frau Loysel hatte nach und nach mit der Jugend selbst auch die Jugendfreundschaften von sich abfallen lassen. Sie verkehrte zwar mit der guten Gesellschaft des Städtchens, aber Freundinnen konnte diese ruhelose Seele, deren Glück aus Angst und heimlicher Not zusammengesetzt war, nicht haben.

Von Zeit zu Zeit trug der Wind eine schmetternde Fanfare bis in die stille Straße, durch die Frau Loysels Weg führte; die Kunstreiter durchzogen das ganze Städtchen. Der Klang berührte sie besonders peinlich; sie flüchtete davor in die engsten Gäßchen der Altstadt, aber er verfolgte sie auch dorthin. Schließlich klingelte sie an einem Hause, mehr mit der Absicht, sich selbst zu entrinnen, als um Freunde zu sehen.

Auch hier wurde geschwatzt.

„Sie mögen sagen, was Sie wollen, der schöne Notar und Miß Liona . . . Ach! Liebste Frau Loysel, Sie haben sich ja eine Ewigkeit nicht mehr blicken lassen . . .“

Mit trockenen Lippen und gepreßtem Herzen nahm sie Platz und sprach über Gleichgültiges.

Miß Liona! Vier Jahre lang war sie nicht mehr in Clermont erschienen, die Notarin glaubte die Erinnerung an sie schon abgeschüttelt zu haben, und nun drängte sich dieser Name und diese Person mit roher Gewalt ihren Augen, ihren Ohren, ihrem ganzen Nervensystem auf. Ganz Clermont wußte es, und sie wußte es auch — Miß Liona hatte dem Notar ihre Gunst geschenkt. Er hatte sich auch nicht einmal herabgelassen, es zu leugnen, er leugnete überhaupt nie, sondern begnügte sich, die Achseln zu zucken und die Verdächtigung mit Verachtung zu strafen. Nach der Abreise der Schulreiterin war jedoch eine besondere Zärtlichkeit für die Gattin über ihn gekommen . . . lag darin kein Geständnis?

Ja, sie war eifersüchtig, wahnsinnig eifersüchtig! Eifersüchtig auf vergangenes, gegenwärtiges und zukünftiges Glück, und diese Eifersucht, die, uneingestanden, fast unbewußt in ihr geschlummert hatte, kam zum Ausbruch angesichts dieser

Rücksichtslosigkeit der einstigen Nebenbuhlerin, die dreist genug war, an den Ort zurückzukehren, wo ihr Abenteuer so viel Staub aufgewirbelt hatte.

Nachdem ihr Besuch die schickliche Zeit gewährt hatte, verabschiedete sich Frau Loysel. Durch einen langen Spaziergang in den entlegensten Stadtteilen versuchte sie, das in ihren Adern tobende Fieber zu dämpfen. Ueber eine Stunde war sie gegangen, ohne auf ihren Weg zu achten, da schlug es fünf Uhr. Es war hohe Zeit, nach Hause zu gehen.

Schon war sie ihrer Wohnung so nahe, daß sie deutlich die vergoldeten Buchstaben des Namensschildes an der Hausthüre unterscheiden konnte, als der Umriß einer Frauengestalt sichtbar ward, die heraustrat, die Stufen herabstieg und ihr entgegenkam. Sie trug ein knapp sitzendes Jäckchen, eine dunkle Mütze, das etwas verblühte Gesicht mit den regelmäßigen Zügen war von einem Schleier verhüllt; der Erscheinung nach konnte es eine Dame aus der besten Gesellschaft sein. Ihre blauen Augen hefteten sich flüchtig mit vollkommener Gleichgültigkeit auf Frau Loysel, diese aber blieb plötzlich stehen.

Das Bildnis auf den Anschlagzetteln war nicht schlecht, trotz des veränderten Anzugs war es unverkennbar Miß Liona, die das Haus des Notars verließ.

„Sie ist weder jung, noch schön," überlegte die Notarin. „Worin liegt es nur . . ."

In der Vorhalle saß der Amtsdiener, die Zeitung in der Hand.

„Viele Leute dagewesen?" fragte ihn Frau Loysel. „Hat der Herr Notar Klienten empfangen?"

„Nur eine Dame . . . sie ging eben erst weg," lautete die Antwort.

Frau Loysel ging die Treppe hinauf in ihr Schlafzimmer. Nachdem sie Hut, Umwurf und Handschuhe aufs Bett geworfen hatte, blieb sie regungslos stehen, taub für all das Getöse, das vom Jahrmarkt hereindrang.

Gegen fünf Uhr hatte Armand sich von seiner Braut getrennt. In friedlicher Glückseligkeit kehrte er ins Elternhaus zurück; alles Freudige, was sein Leben bisher verschönt hatte und was er von der Zukunft hoffte, stand vor seiner Seele. Berthilde verkörperte ihm den Inhalt des Lebens.

Sie hatten sich als Kinder gründlich kennen gelernt, die Fehler, die jedem anhaften mochten, störten die Zuneigung nicht, in ehrlicher Kameradschaft hatten sie einander dulden gelernt. Ihre Liebe war aus dem Gefühl gegenseitiger Unentbehrlichkeit herausgewachsen. Die Vorstellung einer Trennung, unter der sie während Armands Militärzeit gar nicht gelitten hatten, war ihnen beim ersten Wiedersehen unerträglich erschienen.

Wie leicht und schön es sein mußte, an der Seite dieses reizenden und klugen Geschöpfs zu leben! Sie hatte ja alle Tugenden, mitunter fand Armand sogar, daß sie ihrer zu viele habe, er hätte sie manchmal weniger unangreifbar gewünscht, ein wenig mehr menschliche Schwachheiten an ihr entdecken mögen. Waren denn in diesem lauteren Gold gar keine Schlacken? Offenbar nicht!

Als er mit seinen Gedanken an diesem Punkt angelangt war, wurde er durch den eilig an ihm vorüberstürmenden Grésil seiner Träumerei entrissen.

„Oho, Grésil! Nur nicht anrempeln!“ rief er ihm zu.

„Verzeihen Sie, Herr Armand ... ich habe Sie gar nicht gesehen!“

„Wohin geht's denn so eilig und mit so finsterem Gesicht?“

„Wenn man mit Unrecht gestraft worden ist, ist's einem nicht gerade lustig zu Mut! Ich will in die Vorstadt hinauf, um jemand zu sprechen, der mir vielleicht Aufklärung geben kann.“

„Auf der Straße?“

„Freilich, Herr Armand ... Ihnen kann ich's ja wohl sagen ... die Frau Brichol möcht' ich treffen.“

„Grésil! Das ist nicht recht!“ sagte Armand verweisend.

„Es handelt sich nicht um das, was Sie meinen ... heute wenigstens nicht,“ versicherte der junge Mensch ehrlich. „Ich hab' so meine Ideen, und ich will der Sache auf den Grund gehen. Sehen Sie, ich laß mir's nicht ausreden, daß Brichol den Streich geführt hat.“

„Wie kommst du darauf?“

„Weil er starke Schürfungen davongetragen hat und ... kurz und gut, weil er gerade so aussah, als ob er von

einer Schlägerei käme. Ich weiß auch, daß er in der Nacht nicht nach Hause kam . . . auf dem Stroh hat er geschlafen in Borjus Wirtshaus . . . Borju sagt es. Nun gut . . . und Frau Brichol soll mir bezeugen, daß er nicht heimgekommen ist."

„Wie käme sie dazu, die Beweise gegen ihren Mann zu liefern?"

Grésil zwinkerte bedeutungsvoll mit den Augen.

„Weil sie ihn nicht ausstehen kann, während sie . . ."

„In dich verliebt ist? Grésil! Du bist auf schlimmen Wegen! Eine verheiratete Frau!"

„Gibt noch andre Leute, die verheirateten Frauen nachstellen," brummte Grésil mit einem Seitenblick nach dem Hause des Notars, „bei denen kräht kein Hahn danach, nur arme Teufel müssen dran glauben! Sehen Sie, Herr Armand, die Karoline muß mir sagen, ob ihr Mann in jener Nacht heimgekommen ist . . . ja oder nein . . . Dann weiß ich, was ich zu thun habe. Sie arbeitet da droben, bei Bürgersleuten, und um sechs Uhr macht sie Feierabend. Wenn ich sie unterwegs treffe, so schwatzen wir ein wenig miteinander . . . und zwar nicht von Liebe, Herr Armand, danach ist mir heute nicht zu Mut! Guten Abend, Herr Armand!"

Er entfernte sich, kehrte aber nach wenigen Schritten um.

„Noch eins möcht' ich Ihnen sagen, Herr Armand . . . ich bin Ihnen trotz alledem von Herzen dankbar. Ihr Vater kann mich nicht . . . oder nicht mehr leiden . . . warum? Ich kann mir's denken, aber das sind keine Geschichten für Sie. Und doch haben Sie immer Partei für mich genommen, Herr Armand, und das war schön von Ihnen. Die ganze Zeit hab' ich an Sie und an Fräulein Berthilde gedacht. Ich weiß gewiß, daß Sie beide mir keine Lüge zutrauen. Einen Menschen prügeln bis er für tot liegen bleibt, das ist schlimm, aber so etwas kommt unter Leuten unsres Schlags vor. . . . Wenn ich's gethan hätte, so hätt' ich's gesagt. Und wenn's noch eine Prügelei gewesen wäre, aber hinterrücks über einen Menschen herfallen, das ist feig, dessen bin ich nicht fähig! Und ich frage Sie, weshalb hätte ich ihm denn etwas zuleide thun sollen, einem Mann, den ich in meinem Leben nicht gesehen habe?"

„Aber du sagst, Brichol sei der Thäter, und Brichol kannte ihn doch ebensowenig?"

„Brichol war so betrunken, daß er kaum stehen konnte, und wenn er einen Rausch hat, schlägt er blindlings drein. Lassen wir's ruhen, Herr Armand . . . auf alle Fälle danke ich Ihnen."

Grésil setzte seinen Weg fort und machte seinen Kriegsplan. Karoline Brichol war ein rosiges, rundliches Weibchen von fünf- bis sechsundzwanzig Jahren. Sie war fürs Wohlleben und Vergnügen geschaffen, allein das Schicksal hatte sie in eine Lebenslage versetzt, wo man arbeiten muß, um satt zu werden. Arbeiten that sie denn auch, aber wider Willen, wenngleich mit Geschick. Mit siebzehn Jahren hatte sie einen Arbeiter der Maschinenfabrik geheiratet, der in seinem Fach tüchtig war, aber dem Trunk ergeben. Man hatte sie gewarnt, aber sie hatte ihn doch genommen, weil sie damit des Arbeitens enthoben zu sein glaubte. Ueber diesen Irrtum hatte Brichol sie indes bald aufgeklärt. Er hatte einen guten Lohn, aber der Montag und manchmal auch andre Wochentage fielen aus, so daß die niedliche Karoline entweder ihre Kundschaft beibehalten mußte, oder auf allen Putz verzichten.

Bald sah sie auch ein, daß darin ihr einziges Heil lag. Sie entging auf diese Weise der Gesellschaft des plumpen Gesellen, der häufig auch daheim bei der Flasche saß, verkehrte mit feinen Damen, deren Kleider sie schneidern oder ausbessern mußte, lernte die neuesten Moden kennen, die sie für ihren eigenen Anzug benutzen konnte.

Auch an Verehrern fehlte es ihr nicht, aber sie war klug und besonnen, man wußte nie, wer in Gnade stand. Brichol neigte nicht zur Eifersucht, aber er war auch kein Einfaltspinsel. Er that, als ob er von nichts wüßte, und erhielt seine Frau in dem Glauben, daß sie bei dem geringsten Verdacht die Kraft seiner Fäuste zu spüren bekäme. Das schrieb sich Karolinchen hinter die Ohren, und so wurde diese wunderliche Ehe häufig als musterhaft angeführt.

Grésil war nach seiner Rückkehr vom Regiment in derselben Werkstatt mit Brichol in Arbeit getreten und bald von der katzenhaften Anmut und den Glutaugen der Frau seines Kameraden gefangen genommen worden. Er war jung und verhältnismäßig unerfahren, denn auch nach sechs Monaten sogenannten Glücks war er sich noch nicht bewußt gewesen, daß man ihn umgarnt und eingefangen hatte. Aber

die vierzehn Tage Gefängnis hatten ihm Muße zum Nachdenken verschafft, und es war merkwürdig, in welch anderm Licht er jetzt viele Dinge sah. Auch seine Verehrung für den Notar Loysel, der ihm bisher als eine Art von Schutzgeist erschienen war, brach zusammen wie eine Operndekoration.

Die Sonne war schon hinter den zackigen Linien der Berge verschwunden, als er sein Ziel erreichte; der junge Mann setzte sich auf einen Felsblock seitwärts von der Straße, um Karoline abzupassen. Bald erklang denn auch ein leichter Schritt auf dem harten, sonnenverdorrten Boden, und an einer Biegung der Straße wurde eine weibliche Gestalt sichtbar. Mit einem Satz stand Grésil vor ihr.

„Ach! Herr Grésil! Mich so zu erschrecken!“

„Den ‚Herrn‘ kannst du heute beiseite lassen,“ herrschte er sie an. „Komm da herein . . . da hört uns kein Mensch, und ich habe mit dir zu reden.“

Ohne Umstände ergriff er ihr Handgelenk, zog sie über den Straßengraben in das niedere Gehölz herein bis zu einer kleinen mit kaum meterhohen Bäumchen bestandenen Schlucht, wo kahles vulkanisches Gestein in Blöcken wirr durcheinander lag und einen unten vorbeiführenden Fußweg überragte.

„Hier wird uns niemand stören,“ sagte er, „und wir können uns in Ruhe aussprechen.“

„Aber ich muß nach Hause,“ entgegnete sie, die holde Unschuld spielend, „was wird Brichol sagen, wenn ich mich verspäte?“

„Du bist doch sonst nicht verlegen um Ausreden,“ warf er geringschätzig hin, „spiel nicht die Zimperliese!“

„O Grésil! Wie kannst du so mit mir reden? Ich habe dich ja so lieb!“

„Wenn das wahr ist, so wäre mir geholfen . . . zum Süßholzraspeln hab' ich aber heute keine Zeit. Gib mir Antwort . . . um wieviel Uhr kam dein Mann nach Hause in der Nacht, wo ich an seiner Stelle eingesteckt wurde?“

„Wie soll ich denn das noch wissen?“ erwiderte sie kläglich. „Vierzehn Tage haben wir uns nicht gesehen, und das ist alles, was du mir zu sagen weißt?“

„Für andres habe ich heute keinen Sinn. Sei so gut

und besinne dich und steh mir Rede ... du willst dich ja nicht verspäten!"

Der Wind war lebhaft geworden und strich ihnen über Gesichter und Schultern; er führte nicht nur den würzigen Duft der Heide, sondern auch einen scharfen brandigen Geruch mit sich.

„Es brennt auf den Bergen," bemerkte sie schnüffelnd.

„Laß es brennen und gib mir Antwort!" befahl Grésil in einem Ton, der alles Entschlüpfen abschnitt.

„Ja, was soll ich dir denn sagen? Weiß ich's denn? Um neun Uhr ging ich zu Bett ... als ich aufwachte, schlief er noch."

„Und er war betrunken?"

„Das kommt so oft vor, daß ich mir's nicht merken kann!"

Er schüttelte sie am Arm.

„Willst du einmal im Leben ehrlich sein oder nicht?"

„Ach! Mein lieber Grésil! Ich bin dir ja so gut! Sei doch nicht so bös mit mir, sondern gib mir einen Kuß ..."

„Nichts dergleichen," erklärte er, sie von sich schiebend. „Du mußt mir Rede stehen! Ich bin für einen andern gestraft worden, und ich werde diesen andern zu finden wissen, und wenn der Teufel ihm beistünde. Ich sage ja nicht, daß ich dann ihn ins Loch bringen werde, denn das könnte ich nicht, auch wenn ich wollte, und meine vierzehn Tage Gefängnis würden mir doch nicht abgewaschen, aber wissen will ich, wer's war, und ich werde es herausbringen!"

Frau Brichol war jedoch ebenso fest entschlossen zu schweigen; sie wandte mit trotziger Miene den Kopf ab und klopfte mit dem Absatz auf den Boden. Der junge Mann hätte gute Lust gehabt, sie zu schlagen, aber ein seinem Stand sonst fremdes Gefühl der Achtung vor dem Weib, wohl bei den Kinderspielen mit Berthilde Firminy in ihm entstanden, hielt ihn davon ab. Mit Hilfe einiger gesalzener Bemerkungen trieb er sie jedoch aus der Verschanzung des Schweigens heraus, und zankten sie sich einmal, so durfte er auch auf irgend eine Unvorsichtigkeit von ihrer Seite hoffen. So tauschten sie denn wohl eine Stunde lang herbe Wahrheiten aus, ohne auf ihrem Felsensitz darauf zu achten,

daß die Nacht hereinbrach, und daß ein dichter Rauchschleier sich über der Heide ausbreitete.

„Du willst mir's nicht sagen," rief Grésil endlich, auf die Füße springend, „und das ist so gut wie ein Geständnis! Wärst du ehrlich gewesen, so hätte ich dir verzeihen können ..."

„Verzeihen? Was denn? Daß ich dir meinen Mann nicht ans Messer liefere?"

„Deinen Mann? Weil du dir einen Pfifferling aus ihm machst! Als ob ich nicht wüßte, warum ihr mit einemmal zusammenhaltet — nur weil er bei deinem Verhältnis zum Notar Loysel auch seine Rechnung findet."

„Gut," sagte Karoline, den Kopf zurückwerfend, „ich gehe. Grésil, du bist ein Esel."

„Lieber ein Esel als ein Tropf. Mach, daß du heimkommst ... ich gehe einen andern Weg. Gute Nacht."

„Aber es ist ja schon ganz dunkel!" klagte sie. „Soll ich denn allein gehen?"

Ein rötlicher Lichtschein, flüchtig wie ein Blitz, glitt plötzlich über ihre Gestalten, und eine Rauchwolke trieb ihnen das Wasser in die Augen.

„Es brennt nicht weit von hier," erklärte Grésil. „Eine dumme Geschichte! Da kommen gewiß Leute und man sieht uns beisammen ..."

Fünfzig Schritte vor ihnen flackerte eine Flamme auf. Der Wind hatte Funken hergetragen, und das dürre Gras fing knisternd zu brennen an.

„O, Grésil!" schrie die Frau entsetzt. „Wir müssen verbrennen! Wir sind umzingelt!"

„Willst du mir die Wahrheit sagen?" herrschte er sie an. „Wenn nicht, so geh' ich und lasse dich allein hier. Ein Mann kommt immer noch durch ... vorwärts ... wirst du reden oder nicht?"

Sie waren rings von Qualm, Rauch und Feuer umgeben. Schlangenartig huschten die Flammen durch das dürre Gestrüpp, bald hell auflodernd, bald wieder verschwindend, als ob sie an der Angst des jungen Weibes ihre Freude hätten und gierig die schlanken Hälse nach ihr reckten.

„Rette mich!" kreischte sie. „Dann sag' ich dir alles!"

Er führte sie an den äußersten Rand des Felsblocks, der den Hohlweg überragte.

„Sprich erst, oder ich gehe!"

Noch zögerte sie, aber qualmender Rauch beizte ihr die Augen, die ihr so weh thaten, daß sie nachgab.

„Nun ja ... es ist wahr!"

„Was ist wahr?"

„Was du gesagt hast ... führe mich fort!"

„Warte noch ein wenig! Also Brichol hat ihn niedergeschlagen?"

„Ja ... rette mich ..."

„Und der Notar weiß es?"

„Ja ... aber jetzt hilf mir doch, daß ich fortkomme!"

„Und warum hat er mich als Thäter angegeben?"

„Weil er einen Zorn auf dich hat ... meinetwegen ..."

„Dacht' ich mir's doch! Und dein Mann ... dem nimmt er's nicht übel?"

„Nein," sagte sie wegwerfend. „Er weiß ja, daß Brichol reinen Mund halten wird, so lange ... aber ich brenne, Grésil, ich brenne!"

Ein Funke hatte ihren Rocksaum in Brand gesteckt, doch Grésil zerdrückte das Feuer mit beiden Händen. Sie standen jetzt mitten im Feuer wie auf einem kleinen Vulkan, in einem Umkreis von zweihundert Metern brannte das Heidekraut lichterloh und krachend. Der Wind drückte die Flamme herunter, konnte sie einmal auflodern, so lösten sich brennende Späne aus der Glut, die weiter getragen das Feuer verbreiteten.

„Für diesmal sollst du noch nicht geröstet werden, Karoline," sagte Grésil. „Brichol wird reinen Mund halten, so lange der Notar eine offene Börse für dich hat, wolltest du doch sagen? Das sind ja saubere Geschichten! Wir sind aber geschiedene Leute von jetzt an, Karoline ... Narr, der ich war, mein Herz an dich zu hängen! Retten will ich dich aber noch, weil ich mein Wort halte ... komm ... spring'!"

Mit einem Satz stand er unten im Hohlweg und hielt ihr die Arme hin. Aengstlich starrte sie in die dunkle Tiefe.

„Ich soll mir wohl die Knochen entzwei brechen," murrte sie.

„Da wär's einfacher, dich braten zu lassen," entgegnete er ungerührt. „Mach vorwärts, oder ich gehe!"

Sie warf einen Blick hinter sich und sah wohl ein, daß es keinen andern Ausweg gab. Mit einem Angstschrei stürzte sie sich in die ihr entgegen gebreiteten Arme des gewesenen Geliebten, und zwar so ungeschickt, daß sie ihn mit sich zu Boden riß. So kollerten sie beide ein paar Schritte weit fort, ohne sich Schaden zu thun, dann raffte sich Grésil auf und stellte sie etwas unsanft auf die Füße.

„Da geht dein Weg," sagte er, bergab weisend. „Du wirst genug Leuten begegnen, die dich in ihren Schutz nehmen können! Und hüte dich, ein Wort von mir zu sprechen! Ich bin sonst nicht schlecht, aber jetzt wär's gefährlich, mich zu verraten!"

Karoline entfloh, Wut und Rachedurst im Herzen. Grésil stand eine Viertelstunde darauf in Reih' und Glied unter der Löschmannschaft, die des Brandes Herr zu werden suchte.

Viertes Kapitel.

Nach seiner Begegnung mit Grésil war Armand nach Hause gegangen. Es war noch nicht ganz Essenszeit, aber doch verfügte er sich bald nach seiner Heimkehr ins Speisezimmer, da sein Vater streng auf Pünktlichkeit hielt. In der Regel traf er dort die Mutter, und sie warteten gemeinsam, bis der Diener das Haupt des Hauses herbeiholte; heute war Frau Loysel noch nicht da.

„Haben Sie schon gemeldet, daß angerichtet ist?" fragte Armand den Bedienten.

„Eben will ich's thun, Herr Armand."

Der Mann ging auf das Arbeitszimmer des Notars zu, und gleich darauf ertönte ein markerschütternder Schrei.

Armand stürzte in die Vorhalle und sah den Diener leichenblaß und am ganzen Leibe zitternd unter der gegenüberliegenden Thüre stehen.

„Hilfe!" schrie der Mann mit erstickter Stimme. „Man hat unsern Herrn ermordet!"

Armand drängte ihn beiseite und trat in seines Vaters Zimmer. Am gewohnten Platz, in seinem Lehnstuhl vor dem Schreibtisch, saß der Notar regungslos, das Haupt leicht nach vorn geneigt. Der Schuß war ins linke Auge eingedrungen, denn ein schmaler Blutstreifen rieselte von der Wimper über die Wange. Offenbar war der Tod augenblicklich eingetreten; die rechte Hand hielt noch ein Papiermesser umspannt, womit der Ermordete ein vor ihm liegendes Buch aufgeschnitten hatte; ein frecher, spöttischer Ausdruck lag auf den Zügen, der im Angesicht eines Toten einen furchtbaren Eindruck machte.

Die Dienstboten rannten jetzt wie toll durcheinander, die Schreckenskunde lief von Mund zu Munde, da und dort ertönte ein Schrei.

„Still!“ sagte Armand, in die Vorhalle tretend. „Soll meine Mutter den Tod davon haben?“

Tiefes Schweigen trat ein; stumm drängten sich die Leute unter der offnen Thür zusammen, während Armand wieder zu der Leiche trat. Der Tod mußte ganz kürzlich eingetreten sein, der Körper war noch warm. Ein Revolver lag auf dem Tisch: es war des Notars eigene Waffe, die er immer bei der Hand hatte.

Einen Augenblick dachte Armand an Selbstmord. Nach der ersten dumpfen Betäubung war mit dem Gefühl der Verantwortlichkeit eine seltsame Geistesklarheit über ihn gekommen. Er handelte und dachte gesammelt, und doch war ihm, als ob ein andrer an seiner Stelle stünde; seine Persönlichkeit war wie verdoppelt.

Durch das offenstehende Fenster drang der um diese Essensstunde gedämpftere Lärm des Jahrmarkts herein; der Wind blähte den Vorhang auf. Armand schloß das Fenster, zündete eine Kerze an und legte sein Ohr ans Herz seines Vaters.

„Der Herr ist tot,“ sagte er, sich aufrichtend. „Bis wir wissen, ob ein Verbrechen, ob Selbstmord vorliegt, darf kein Wort darüber verlauten. Franz, Sie gehen auf die Polizei.“

Er schrieb ein paar Zeilen, steckte das Blatt in einen Umschlag und gab ihn dem Bedienten. Sobald dieser fort war, befahl er den Leuten, in die Gesindestube zu gehen.

„Wenn nur die Mutter nicht herunterkommt!“ war sein steter Gedanke. „Wie ihr das Geschehene verbergen? Wie es ihr mitteilen?“

Frau Loysel konnte jeden Augenblick kommen, ja, es war auffallend, daß sie noch nicht unten war. Mit einer Kaltblütigkeit, die ihm späterhin unbegreiflich war, sah er sich im Zimmer um, doch nirgends war eine Spur von Unordnung zu bemerken, die Akten schienen ruhig in ihren Fächern zu liegen. Am Kassenschrank hing das Schlüsselbund; er schloß ab und steckte die Schlüssel ein. Eine blonde Schildpattnadel lag neben dem Revolver auf dem Schreibtisch, mechanisch schob er sie in die Westentasche, um sie seiner Mutter zu bringen. Die Börse des Verstorbenen war unberührt; ein Raubmord hatte keinesfalls stattgefunden.

Indem er diese kleinen Handlungen vornahm, kam Armand sich vor wie ein Kind, das an Verbotenes rührt. Der Vater hatte ihm nie erlaubt, den Kassenschrank zu öffnen oder zu schließen, es war ihm, als ob er Achtung und Gehorsam verletzte. Als er sich jetzt anschickte, das Zimmer zu verlassen, wurde ihm das Herz sehr schwer. Er trat noch einmal zu der Leiche und preßte seine Lippen auf die mehr und mehr erkaltende Hand.

„Vater, mein lieber Vater!“ sagte er flüsternd. „Es ist ja nicht möglich! Du hattest ja keine Angst, keine Sorgen ... das Leben war dir lieb und du ihm ... wie hättest du selbst es dir rauben sollen? Weshalb hättest du uns verlassen wollen? Wir thaten doch unser Möglichstes, dich glücklich zu machen ...“

Schluchzend umschlang er den noch nicht ganz erstarrten Leichnam mit beiden Armen.

„Mein armer Vater! Welcher Elende konnte es wagen ... und aus welchem Grunde? Warst du nicht geschätzt und geliebt von allen? ...“

Er hielt inne, ein leiser, unsäglich schmerzlicher Zweifel stieg in ihm auf. Nein! Alle hatten ihn nicht geschätzt und geliebt, das wußte Armand. Der Notar selbst hatte zuweilen von Feinden gesprochen ... aber ein Haß, der den Gegenstand am hellen Tage im eigenen Haus überfällt und ermordet, das deutete auf seltene Gereiztheit und

Kühnheit. Doch jetzt war's nicht an der Zeit, darüber nachzudenken.

„Die Mutter!“ durchbebte es den jungen Mann. „Wie soll ich es ihr beibringen? Sie könnte den Tod haben von diesem Schrecken! Und wenn sie diesen Schlag überlebt — welch unabsehbarer Jammer bis an ihr Ende!“

Er verriegelte die Thüre nach dem Vorplatz von innen, verließ das Sterbezimmer durch den Ausgang nach der Bibliothek, schloß auch hier ab und steckte den Schlüssel zu sich, so daß niemand den Raum betreten konnte. Dann begab er sich ins zweite Stockwerk. Fast hätte ihm der Mut versagt, als er vor dem Schlafzimmer seiner Mutter stand, aber er überwand sein Bangen und klopfte an. Keine Antwort erfolgte; er pochte noch einmal, dann trat er ein.

Fünftes Kapitel.

Die Dämmerung war hereingebrochen und schwere Vorhänge verhüllten die Fenster. Mit Mühe unterschied er in dem fast dunklen Raum den Umriß von Frau Loysels Gestalt, die aufrecht neben ihrem Bett stand.

Genau so hatte sie nach ihrer Heimkehr dagestanden; Hut, Umwurf und Handschuhe lagen noch zerstreut auf der Decke; sie hatte sich offenbar nicht mit ihrem Anzug beschäftigt. In sich versunken starrte sie regungslos ins Leere, als ob Traumgesichte ihren Blick fesselten; auch als jetzt der Sohn eintrat, erwachte sie nicht aus dieser Erstarrung.

„Mama . . .,“ begann Armand, von neuer Angst erfaßt.

Langsam drehte sie den Kopf, doch konnte er das ihm jetzt zugekehrte Gesicht in dieser Beleuchtung nicht genau sehen.

„Liebe Mama . . . warum so allein hier . . . im Dunkeln?“

Er wußte nicht, wie er seine Mitteilung einleiten sollte, und sie schwieg, abwartend, was er ihr zu sagen habe.

„Ein großes Unglück ist über uns hereingebrochen, meine arme, arme Mama!“ stammelte er, den Arm um ihre Schulter legend. „Gott weiß . . . ich gäbe mein Leben darum, es dir ersparen zu können . . . aber . . . der Vater . . .“

Die Mutter wich zurück und hielt sich die Ohren zu.

„Nein, nein!“ stöhnte sie. „Nein . . .“

„Und doch mußt du Kraft und Mut haben, das Entsetzliche zu hören, Mama . . . der Vater wurde durch einen Schuß . . .“

Sie entglitt dem schützend um sie gelegten Arm und fiel starr und leblos zu Boden.

Der in Eile herbeigerufene Hausarzt fand Armand und die Jungfer eifrig bemüht, Frau Loysel aus dieser mutmaßlichen Ohnmacht zu erwecken.

„Das ist keine Ohnmacht,“ erklärte er nach kurzer Untersuchung, „sondern ein kataleptischer Zustand, ein Starrkrampf. Sie muß einen furchtbaren Schrecken erlebt haben . . .“

„Wahrscheinlich hat sie das Schreien der Leute gehört,“ sagte Armand verzweifelt, „und alles erraten! O mein armes Mütterchen! Nicht nur geliebt hat sie den Vater, angebetet, vergöttert!“

Die ganze Nacht über blieb Armand mit dem Arzt am Bett der Mutter. Nur als die Gerichtspersonen eintrafen, entfernte er sich auf kurze Zeit.

Erst gegen Morgen schlug sie die Augen auf, die aber sofort wieder zufielen.

„Meine Herzensmama!“ flüsterte Armand.

Ohne die Augen zu öffnen, streckte sie die Hand nach ihm aus.

„Mein Armand! Mein Kind!“ sagte sie mit schwacher Stimme.

Er umschlang sie zärtlich, und sie preßte ihn leidenschaftlich an sich.

„Du sagtest mir . . . was sagtest du mir doch?“ fragte sie leise.

Armand und der Arzt verständigten sich durch Blicke.

„Nichts, mein Mütterchen ... gar nichts Beunruhigendes ..."

„Belüge mich nicht!" stieß sie ungeduldig heraus.

Dann schwieg sie eine Zeitlang.

„Ist er tot?" kam es endlich wie ein Hauch über ihre Lippen.

„Du sagtest mir doch, er sei tot?" forschte sie weiter.

„Sie hat alles gehört," flüsterte ihm der Arzt zu. „Da sie es weiß, hat Leugnen keinen Wert."

„Meine arme, arme Mutter ... ja ... es ist wahr ... aber den Schuldigen soll die Strafe ereilen, das schwöre ich dir!"

Sie preßte Armands Hand, daß er fast gestöhnt hätte; die zarten Finger waren zu stählernen Klammern geworden.

„Ach!" stöhnte sie wild. „Sterben! Sterben! Ich will sterben!"

Die Stimme erlosch, der Griff ließ nach, der Kopf sank zurück. Die Bewußtlosigkeit wiederholte sich. Mehrmals kam sie wieder zu sich, aber immer wieder versank sie in Erstarrung. Auch in den lichten Zwischenräumen verweigerte sie hartnäckig jede Nahrungsaufnahme und blieb so regungslos, daß man sie für tot gehalten hätte ohne das immer von neuem im Ton brünstigen Flehens hervorgestoßene: „Sterben! Sterben!"

Die Besorgnis des Arztes steigerte sich, da alle Versuche, normale Lebensäußerungen herbeizuführen, erfolglos blieben, bis endlich Berthilde ans Bett trat.

„Meine liebe Mama," sagte sie fest und bestimmt, „du hast einen Sohn. Vergiß nicht, wie Armand an dir hängt, und daß du die Pflicht hast, für ihn zu leben. Er hat keinen Vater mehr, um so mehr braucht er die Mutter. Beide auf einmal zu verlieren, das hätte er wahrlich nicht verdient, bedenke das."

„Du hast das rechte Wort gesprochen," sagte Frau Loysel, das junge Mädchen voll ansehend. „Es sei ... ich werde weiterleben ..."

Die Erlösung von namenloser Angst war für Armand so überwältigend, daß er fast zusammenbrach; schluchzend und unzusammenhängende Worte stammelnd, bedeckte er das farb-

lose Gesicht der Mutter mit heißen Küssen, bis Berthilde ihn sanft von ihr wegzog.

„Ruhe, Armand! Sie braucht Ruhe und du auch. Denk' an die Pflichten, die du zu erfüllen hast; du bedarfst der Sammlung und Geistesgegenwart ... laß deine Nerven nicht Macht gewinnen, du Liebster, Aermster!“

Sechstes Kapitel.

Auf die erste Kunde von dem Unglück des Hauses hin hatte die ganze gute Gesellschaft durch Karten und Besuche Frau Loysel ihr Mitgefühl ausgedrückt, und auch die bescheidenen Freunde, die einer begüterten und mildthätigen Familie anhängen, brachten ihr Scherflein herzlicher Teilnahme dar. Grésils Großmutter hatte ein Nachbarskind geschickt, um Frau Loysel ihr Beileid aussprechen zu lassen, und Grésil selbst kam am frühen Morgen nach der That. Armand ging gerade durch die Vorhalle, da flog der alte Spielkamerad auf ihn zu und drückte ihm innig die Hand.

„Ach, Herr Armand!“ sagte er leise. „Wie leid mir's thut, was ich gestern gesagt habe ... ja, wenn man an so etwas denken könnte! Nicht wahr, Herr Armand, Sie tragen mir's nicht nach?“

„Was denn, Grésil?“ fragte Armand, von andern Gedanken erfüllt. „Jaso, deine Heftigkeit von gestern? Ach, Grésil! Solche Dinge liegen jetzt weit hinter mir ... nein, nein ... ich trage dir's gewiß nicht nach!“

Er drückte ihm die Hand und trat ins Zimmer. Grésil konnte sich kaum entschließen, das Trauerhaus zu verlassen. Der Tod schien den Notar von aller Verantwortlichkeit befreit zu haben, und der wackere Bursche wäre jetzt beinahe im stande gewesen, ihn um Verzeihung zu bitten.

Nachdem der Arzt versichert hatte, daß Frau Loysel außer Lebensgefahr sei, fühlte sich Armand wieder mehr Herr seiner selbst und fähiger, seine Lage zu überblicken.

Gestern hatte es genügt, daß er dem Polizeikommissar in kurzen Worten dargelegt hatte, wie er den Toten gefunden und was er nachher gethan hatte. Jetzt verlangte der Untersuchungsrichter nähere Angaben und Aufschluß über die der That voraufgegangenen Geschehnisse.

Armand wußte nichts. Er war wie sonst heimgekommen und, ohne nach dem in seiner Abwesenheit Vorgefallenen zu fragen, auf sein Zimmer gegangen. Dort hatte er zwei Briefe geschrieben, die noch auf seinem Schreibtisch lagen; ein paar Minuten vor sieben Uhr war er zur Mahlzeit heruntergekommen.

Der Amtsdiener mußte genau angeben, wer im Laufe des Nachmittags im Notariat aus- und eingegangen war. Es war ein langes Verzeichnis von Klienten, die den Gehilfen viel Arbeit gemacht hatten, der Notar selbst hatte nur eine Dame, eine Frau Fort, vorgelassen. Diese Frau Fort mußte also vernommen werden. Sie war die letzte Person, mit der Loysel vor seinem Tode verkehrt hatte, ausgenommen seine Schreiber, denen er, unter der Thür der Schreibstube stehend, noch einige Aufträge erteilt hatte. Man ließ also den ersten Gehilfen rufen.

Der Notar hatte ihm am frühen Nachmittag befohlen, den Depositenschein der Frau Fort bereitzulegen und elftausend Franken, die sie heute einlegen werde, einzutragen. Armand fand in der Schreibtischschublade elf Tausendfrankenscheine, offenbar die von Frau Fort zur Aufbewahrung überbrachte Summe. Wer war diese Frau Fort? Auf dem Briefumschlag, der das Papiergeld enthielt, stand ihre Adresse; man schickte in den dort bezeichneten Gasthof und erfuhr, daß Frau Fort den Künstlernamen Miß Liona führe.

„Miß Liona hat also dem Notar elftausend Franken übergeben. War er überhaupt ihr Sachverwalter? Hatte sie ihm früher schon Kapital anvertraut?“

Darüber wußte der Gehilfe Bescheid. Miß Liona oder Frau Fort, die von ihrem Gatten, dem gewesenen Stallmeister Fort, getrennt lebte, hatte im Laufe der letzten vier Jahre sechsundzwanzigtausend Franken in Loysels Verwaltung gegeben, und er hatte dieses Kapital aufs sorgfältigste in guten Hypotheken angelegt. Mit den gestern eingezahlten

elftausend Franken belief sich die Summe demnach auf fünfunddreißigtausend Franken.

Armand war über diese Eröffnungen ganz verblüfft. Wohl war sein Vater der Vertrauensmann vieler Frauen aus allen Schichten der Gesellschaft, aber diese Klientin kam ihm doch sonderbar vor. Allerdings mußte er nach einiger Ueberlegung zugeben, daß die Sache nicht so seltsam war, als sie ihm zuerst geschienen hatte. Weshalb sollte eine Kunstreiterin nicht auch Ersparnisse machen und einen Notar mit vorteilhafter Anlage ihres Kapitals betrauen? Nur, daß sie ihr Geld beharrlich in eine Provinzstadt schickte, wo sie seit vier Jahren nicht mehr aufgetreten war, blieb wunderlich.

„Vielleicht gar nicht so merkwürdig," bemerkte der Hilfsstaatsanwalt, dem er seine Gedanken mitgeteilt hatte. „Wir haben indes jetzt keine Zeit, uns mit dieser Frage zu befassen, möglich, daß die Ereignisse selbst ein Licht darauf werfen. Jetzt muß ich dagegen einen peinlichen Punkt berühren, Herr Loysel," fuhr er ernster fort. „Ist Ihnen irgend ein besonders heftiger Gegner Ihres verstorbenen Vaters bekannt?"

Armand sann hin und her; nein, von heftiger, erbitterter Feindschaft hatte er in den letzten Jahren nichts vernommen. Früher hatte der Notar manchmal mit Bitterkeit von einem gewissen Crotoy gesprochen, der ihn für sein geschäftliches Mißgeschick verantwortlich mache, aber der Mann war längst von Clermont fortgegangen; nein, diese Fährte brauchte man nicht zu verfolgen.

„Aber Feinde im allgemeinen," fuhr der Untersuchungsrichter eindringlich fort, „ist Ihnen darüber nichts bekannt?"

„Nein," sagte Armand erschöpft. „Ich weiß, daß er Widersacher hatte, aber ich kenne sie nicht."

„Vielleicht könnte uns Frau Loysel Aufschluß geben ..."

„Ich muß Sie dringend bitten, meine Mutter ganz aus dem Spiele zu lassen," entgegnete Armand beinahe heftig. „Sie befindet sich trotz der Wendung zum Bessern in einem so bedenklichen Zustand, daß jede Erwähnung unsres Unglücks die schlimmsten Folgen haben könnte. Unser Arzt wird Ihnen das bestätigen. Uebrigens glaube ich, daß meine Mutter kaum mehr von solchen Angelegenheiten weiß als ich. Mein Vater sprach wenig über Geschäft-

liches ... wir waren immer nur bemüht, ihn aufzuheitern, zu zerstreuen ..."

Er brach ab. Ein jähes Unbehagen hatte ihn ergriffen.

„Und doch sollten Sie sein Nachfolger werden?"

„Allerdings, aber ich bin noch jung ... mein Vater hielt sehr darauf, alles selbst in Händen zu haben ... in letzter Zeit hat mich meine bevorstehende Verheiratung auch abgelenkt ..."

„Wir werden also die Gehilfen vernehmen müssen. Entschuldigen Sie meine Beharrlichkeit, Herr Loysel ... Sie haben also nicht den leisesten Verdacht?"

„So wenig, daß ich trotz aller Unwahrscheinlichkeit immer wieder an einen Selbstmord meines Vaters denken muß."

„Darüber wird uns wohl der Gerichtsarzt Aufklärung verschaffen."

Trotzdem der erste Gehilfe schon seit zehn Jahren bei dem Notar arbeitete, stellte sich bald heraus, daß auch er nicht in alle Geschäfte eingeweiht war. Es fand sich, daß eine Reihe von Aktenfascikeln in Loysels Arbeitszimmer nie durch seine Hände gegangen war. Die Abschriften darin waren außerhalb der Schreibstube von ungeübter Hand gefertigt, die Fremdwörter und Fachausdrücke enthielten Fehler, die Namen waren von Loysels eigener Hand eingetragen. Dabei handelte es sich durchaus nicht immer um Angelegenheiten, die Geheimnis bleiben mußten, sondern mitunter um ganz alltägliche Geschäfte und den Gehilfen wohlbekannte Klienten. Hatte sich der Notar diese Akten vorbehalten, um seinen Gehilfen keinen vollen Einblick in die Verhältnisse der Leute zu gewähren, oder nur, weil er sich gewohnheitsmäßig keinem Menschen vollständig anvertrauen mochte?

Von Todfeinden des Notars wußte der Gehilfe auch nichts. Er kannte allerdings Leute, die ihm übel wollten aus Neid oder weil sie sich von ihm geschädigt, zu Gunsten andrer übervorteilt glaubten, aber um Mörder zu werden? Nein!

„Sie haben also keine Vermutung, keinen Verdacht?" fragte der Untersuchungsrichter.

„Das ist eine ernste Sache, Herr Brécourt," sagte der Gehilfe zögernd. „Einen Namen nennen und damit den Mann möglicherweise dem Henker ausliefern ..."

„Sie haben also einen Verdacht?"

„Ich möchte lieber nichts sagen. Später wird sich's ja zeigen."

Die ganze Schreiberstube folgte diesem Beispiel der Vorsicht, bei den Dienstboten aber verlief das Verhör anders.

Loysel war zwischen sechs und sieben Uhr abends ermordet worden. Ein Fremder hätte nicht bei ihm eindringen können, ohne in der Vorhalle vom Amtsdiener gesehen zu werden. In dem inneren Gang, der zur Bibliothek und von da in des Notars Zimmer führte, waren die Dienstboten um diese Zeit beschäftigt gewesen. Der Thäter mußte also durchs Fenster eingestiegen sein. Armand entsann sich jetzt in der That, eins der beiden Fenster offen gefunden und geschlossen zu haben, und zwar ging gerade dieses Fenster nicht auf den Platz, sondern auf ein stilles, wenig begangenes Seitengäßchen. Ohne Zweifel hätte ein einigermaßen behender Mensch mit Leichtigkeit herein- und hinauskommen können. Noch einfacher wäre es allerdings gewesen, von außen auf den Notar zu zielen, aber Loysels eigener Revolver lag auf dem Tisch, und von den sechs geladenen Läufen war einer abgeschossen ... sollte er sich am Ende verteidigt haben?

Die Dienstboten sagten einstimmig das nämliche aus. Mit dem Wie und Warum und Ob hielten sie sich nicht lange auf, für sie war die Sache sonnenklar — Grésil und kein andrer war der Mörder.

Hatten sie doch mit eigenen Ohren mit angehört, wie er ein paar Stunden vorher dem Notar zugerufen hatte: „Sie werden es bereuen!" Zwei Schreiber und zwei Klienten vom Lande hatten es ja auch mit angehört, die konnte man als Zeugen vernehmen. Die Sache lag auf der Hand! Wozu sich den Kopf zerbrechen?

Der Untersuchungsrichter wurde sehr ernst.

Die Angabe hatte viel Einleuchtendes. Der junge Mensch war wegen Körperverletzung verurteilt worden, also offenbar jähzornig und roh. Wenn er dem Notar die Schuld an seiner Verurteilung zuschrieb, weshalb sollte er nicht zum Aeußersten geschritten sein?

„Wie kommt es denn, daß Sie den Schuß nicht gehört haben?" fragte Brécourt den Amtsdiener.

„Aber Herr Richter,“ versetzte der Biedere, „es hat ja den ganzen Tag fort und fort geknallt, daß man schier hätte taub werden können. Bedenken Sie doch, die Schießbude ist gerade vor dem Hause! Ob's draußen oder im Haus geknallt hat, das hätte kein Mensch unterscheiden können!“

Das war richtig. Ob der Mörder auf diesen günstigen Umstand gerechnet hatte?

Armand war bei Vernehmung der Leute nicht zugegen gewesen.

„Wir sind einen Schritt vorwärts gekommen,“ sagte ihm Brécourt nachher, „es fängt an zu tagen! Auf einer Persönlichkeit wenigstens haftet so viel Verdacht, daß es der Mühe lohnt, die Spur zu verfolgen.“

„Und die wäre?“

„Dieser junge Grésil . . .“

„Grésil!“ fiel ihm Armand erregt ins Wort. „Für den stehe ich ein! Er ist unschuldig!“

„Sind Sie dessen so gewiß?“

„Ganz gewiß. Um halb sechs Uhr traf ich ihn auf dem Weg nach Royal. Er ging eilends nach den Baracken hinauf, wo er eine für ihn wichtige Unterredung suchte . . .“

So unbedeutend Karoline Brichot an sich war, zog Armand doch vor, ihren Namen vorderhand aus dem Spiele zu lassen.

„Eine Unterredung? Mit wem?“

„Mit einer Frau, die ihm Beweise liefern sollte, daß er unschuldig verurteilt worden sei.“

„Auf der Landstraße?“

„Ja; sie kommt um diese Zeit von der Arbeit nach Hause.“

„Daraus kann sich möglicherweise ein Alibi feststellen lassen. Wenn bewiesen wird, daß er zur Zeit des Verbrechens gar nicht in Clermont war, so ist die Anklage natürlich hinfällig.“

„Ohne Zweifel, aber selbst wenn er nicht im stande wäre, diese äußerliche Bestätigung seiner Unschuld zu liefern, mich würde kein Gericht je überzeugen, daß Grésil einer solchen Handlung fähig sei,“ erwiderte Armand mit Wärme.

„Ich kenne ihn von Kinderzeiten her und weiß, daß nichts Schlechtes in ihm ist.“

„Aber entschuldigen Sie, wer hinterrücks über einen Menschen herfällt . . .“

„Das ist nicht wahr . . . oder vielmehr ein Irrtum! Er hat diese That ebensowenig begangen und unschuldig gelitten! Ihn eines Mordes zu bezichtigen . . . das, das würde ich nie dulden, es wäre eine himmelschreiende Ungerechtigkeit.“

„Sie sind ein feuriger Verteidiger!“

„Weil der Gedanke empörend ist, daß ein Irrtum des Gerichts dazu führen soll, den Unschuldigen ein zweites Mal zu verdächtigen.“

„Und doch wird dieser Fall unausbleiblich eintreten,“ versetzte der Hilfsstaatsanwalt kühl. „Sie nehmen lebhaften Anteil an dem jungen Menschen?“

„Meine Familie und die verstorbene Mutter meiner Braut haben sich Grésils und seines Schwesterchens angenommen, als die Kinder früh verwaisten. Wir sind miteinander aufgewachsen . . . seine alte Großmutter ist eine Heilige! In diesem Knaben hätte kein böser Gedanke Wurzel schlagen können, in seiner ganzen Militärzeit ließ er sich nicht das Geringste zu Schulden kommen . . . nein, nein, es ist unmöglich!“

„Und doch hat er vor zahlreichen Zeugen Drohungen gegen Ihren Vater ausgestoßen!“

„Weil er gereizt war. . . . Ach! Wenn Sie ihn am andern Morgen gesehen hätten, als er mich besuchte!“

„Am Morgen nach dem Verbrechen kam er ins Haus?“

„Ja, und seine Reue über seine unbesonnenen Worte würde auch Sie gerührt haben!“

„Reue, in der That?“

„Ehrliche, aufrichtige Reue!“

Der junge Jurist schwieg eine Weile.

„Ich fürchte, Herr Loysel,“ sagte er dann, „daß Ihnen noch manche Enttäuschungen bevorstehen werden. Ich bitte Sie nur um eins — fallen Sie der Gerechtigkeit nicht in den Arm!“

„Wieso?“ fragte Armand erstaunt.

„Indem Sie dem Burschen die Mittel liefern, sich uns zu entziehen."

„Mein Herr," sagte Armand verletzt, „Sie dürfen sich darauf verlassen, daß dieser Gedanke ihm und mir fern liegt."

Siebentes Kapitel.

Frau Loysel, deren Zustand sich so weit gebessert hatte, daß sie das Bett verlassen konnte, saß stundenlang in einem Lehnstuhl am Fenster. Der Arzt ordnete Spazierfahrten zu früher Morgenstunde an, wo sie von niemand gesehen werden und doch neue Eindrücke gewinnen würde.

Berthilde war immer um sie, nur für die Nacht kehrte sie zu ihrer Tante zurück. Sie teilte alle Mahlzeiten der Kranken, um sie zum Essen zu bewegen, sie fuhr des Morgens mit ihr spazieren, sprach nicht viel, versuchte aber doch, sie zur Teilnahme für die Außenwelt anzuregen.

Groß war der Erfolg dieser Liebesmühe aber nicht. Frau Loysel erholte sich zwar körperlich und war offenbar bei klarem Bewußtsein, aber gemütlich konnte sie sich nicht aufraffen nach diesem Schlag. Von Zeit zu Zeit bewegte sie die Lippen, ohne einen Ton hervorzubringen, und Berthilde, die sie unablässig beobachtete, konnte von diesen bebenden Lippen das Wort „Sterben!" ablesen, das erste, das sie nach ihrer Rückkehr zum Bewußtsein gesprochen hatte.

Die Untersuchung nahm ihren Fortgang, schien aber der Witwe des Ermordeten gänzlich gleichgültig zu sein; es war, als ob ihr Vergangenheit und Gegenwart fremd geworden wären, und nichts sie zu erschüttern vermöchte. Berthilde fand diese Teilnahmlosigkeit höchst beunruhigend; sie hätte gerne Fragen und Thränen veranlaßt, um die Frau aus diesem Stumpfsinn aufzurütteln, aber wie sollte sie es anstellen? Sie besprach diese Frage mit Armand, und beide wandten sich an den Arzt.

„Was für uns ein Rätsel bleibt," sagte er, „ist, daß

meine Mutter mit keiner Silbe nach den Umständen von meines Vaters Tod gefragt hat ... meinen Sie, daß sie den Knall und das Kreischen der Dienstboten gehört haben könnte?"

„Ohne Zweifel," versetzte der Arzt. „Ich habe viel über diesen Fall nachgedacht, der selten, doch nicht einzig in seiner Art ist. Der Schuß, oder wahrscheinlicher die nachher im Hause entstandene Unruhe haben sie derart erschüttert, daß eine teilweise Nervenlähmung eingetreten ist. Der kataleptische Zustand war schon vorbereitet, als Sie ihr Zimmer betraten. Daß sie alles gehört hat, zeigt sich gerade in ihrer Scheu, durch Fragen jene Eindrücke neu zu beleben. Man muß darin ihren Willen achten; das Gegenteil könnte bedenkliche Erscheinungen hervorrufen."

„Für uns wäre es ja eine große Wohlthat," bemerkte Armand mit einem Seufzer, „wenn wir unsre Sorgen mit ihr besprechen könnten. Ich fühle mich trostlos vereinsamt, und seit der Verdacht auf den armen Grésil gelenkt wurde, ist mir das Herz doppelt schwer."

„Der arme Junge! Seine Großmutter würde diese Verurteilung nicht überleben."

„Halten Sie ihn denn für schuldig, Doktor?"

„Ich maße mir kein Urteil an, da ich die Einzelheiten zu wenig kenne. Mein Gefühl würde mich auf eine andre Fährte weisen ..."

„Und auf welche?" fragte Armand stürmisch.

„Das kann ich Ihnen gegenüber nicht aussprechen ..." versetzte der Arzt ausweichend, aber Armand drang auf eine Erklärung.

„Ich habe keine bestimmte Persönlichkeit im Sinn, nur eine Richtung," sagte er endlich notgedrungen. „Der Notar war ein Liebling der Frauen, der überall Erfolge hatte ... es könnte sich um eine That der Rache handeln ..."

Armand war nicht zimperlich, aber diese Aeußerung trieb ihm das Blut in die Wangen; handelte es sich doch um den Vater.

„Die Rache eines ... Ehemannes, meinen Sie?"

„Oder einer Frau. Es thut mir leid, Ihnen derartige Andeutungen gemacht zu haben, aber Sie wollten es ja hören ... ich bin auch nicht der einzige, der daran denkt."

Armand war bestürzt. Diese ihm bisher fremde Möglichkeit müßte allerdings zu Grésils Freisprechung führen! Für einen wohlerzogenen Sohn ist es immer peinlich, an seinem Vater Schwächen zu entdecken, dazu machte die Innigkeit, womit Armand an der Mutter hing, diese Enthüllung besonders peinlich, und doch sollten ihm weitere Aufklärungen nicht erspart bleiben.

Ja, der Notar Loysel hatte viel geliebt und war viel geliebt worden, selbst wenn er nicht alle Abenteuer, die man sich nach seinem Tode erzählte, erlebt hatte. Dieser Klatsch berührte Armand weniger als die Beweise, die durch manche Aktenstücke erbracht wurden. Der Notar war freigebig gewesen, aber mit Maß, denn neben den Frauen hatte er auch das Geld geliebt; immerhin bezeugte der Ankauf mancher kleinen Liegenschaft oder manches Lädchens, daß es ihm nicht darauf angekommen war, eine Geliebte „anständig zu versorgen", wenn er ihrer überdrüssig geworden war. Der erste Gehilfe war auf diesem Gebiete offenbar ziemlich bewandert; die Art, wie er ein Aktenfaszikel ohne Durchsicht stillschweigend dem zweiten übergab, bewies immer, daß es ein Romankapitel enthielt. Armand hatte sich anfangs gewundert, doch bald war ihm die Sache klar geworden. Mit wachsender Befangenheit und verletztem Schamgefühl that er dann, als ob ihn irgend ein Schriftstück völlig in Anspruch nähme, aber die Peinlichkeit solcher Augenblicke verfolgte ihn den ganzen Tag und bis in die Träume hinein.

Eines Morgens war er mit der Sonne aufgestanden, um seiner Mutter bei ihrer täglichen Ausfahrt Gesellschaft zu leisten, da Berthilde am Abend vorher gesagt hatte, sie sei zu müde, um morgen diese Pflicht zu erfüllen. Zu seinem Erstaunen hörte er seinen Namen rufen, und als er die Thür öffnete, stand seine Mutter, noch ohne Hut, aber zur Ausfahrt gerüstet, vor ihm.

„Du, Mama? So früh? Du beschämst mich ja!" rief er, sich zu einem heitern Ton zwingend.

„Ich wollte dich etwas fragen ... weißt du, ob ..." sie brach ab, als ob ihr die Frage nicht über die Lippen wollte.

„Was denn, liebe Mama?" sagte er, sie ins Zimmer führend.

Sie schwieg. Mit einem Ausdruck demütiger Unterwerfung, der dem Sohne ins Herz schnitt, blieb sie an der Thüre stehen.

„So sprich doch, mein Mütterchen, ich bitte dich!“

„Diese Miß Liona … ist sie verhaftet worden?“ stammelte die arme Frau mit größter Selbstüberwindung.

„Miß Liona? Nein! Weshalb sollte man sie verhaften?“

Frau Loysel sah ihrem Sohn in die Augen, und er gewahrte in dem grellen Morgenlicht zum erstenmal, welche Verwüstungen der Schmerz in diesen vierzehn Tagen angerichtet hatte. Das war nicht mehr die hübsche, jugendliche Frau Loysel! Tiefe Falten um den Mund zogen das einst rundliche Gesicht in die Länge, die Lippen waren farblos, die Augen dunkel umrändert, die Haare von weißen Strähnen durchzogen, die um so deutlicher hervortraten, als sie nicht mehr wie früher gekräuselt, sondern in glatten Scheiteln in die Stirne hereingelegt waren. Am auffallendsten aber war die Veränderung im Blick, der sonst warm und strahlend den geliebten Sohn gesucht hatte, jetzt aber scheu und unstät vor ihm zu fliehen schien.

„Weshalb hätte man Miß Liona verhaften sollen, liebe Mama?“ wiederholte er, mehr und mehr bestürzt.

„Weil sie die letzte Person war, die den Vater sprach, ehe … vor dem Ende …“ brachte sie mühsam heraus.

Armand war ganz verblüfft … Wie kam seine Mutter zur Kenntnis dieser Thatsache? Sollte irgend ein Dienstbote ihr Dinge zutragen, die der eigene Sohn scheu vor ihr verheimlichte?

„Aber, liebe Mama, woher weißt du denn das?“ fragte er, ohne aus seiner Ueberraschung ein Hehl zu machen.

„Ich bin ihr begegnet,“ versetzte Frau Loysel nach abermaligem Zögern. „Sie verließ das Haus, als ich heimkam.“

Ihre unruhigen Blicke huschten von einem Gegenstand zum andern; mit einemmal hafteten sie auf der blonden Schildkrothaarnadel, die Armand vom Schreibtisch seines Vaters genommen, in seinem Zimmer auf den Kaminsims gelegt und seither vollständig vergessen hatte.

„Diese Haarnadel!“ sagte sie leise mit einem Ausdruck des Abscheus.

„Die muß dir gehören, liebe Mama,“ sagte Armand bestimmt, um nur ja keinen Verdacht aufkommen zu lassen.

„Mir?“ hauchte sie tonlos. „Ja, sie kann nur mir gehören . . .“

Er reichte sie ihr und bemerkte dabei, daß sie jetzt nur schwarze Haarnadeln trug.

„Schildkrot geht nicht zur Trauer,“ warf sie, seinen Blick auffangend, hin. „Gib sie her.“

Sie nahm die Nadel, hielt sie einen Augenblick in der Hand und wickelte sie dann in ihr Taschentuch, als ob ihr die Berührung schmerzhaft wäre.

„Man hat also diese Person nicht festgenommen?“

„Miß Liona? Nein, Mama! Beschäftige dich doch nicht mit ihr. Wie kann sie dich interessieren?“

„Sie war die letzte . . . die letzte, die . . .“

„Gewiß, Mama, die letzte Klientin, die Papa empfangen hat, nicht die letzte Person, mit der er sprach. Nachdem sie fort war, ging er noch in die Schreibstube, um den Gehilfen einige Aufträge zu erteilen.“

„Ach!“ stieß Frau Loysel sichtlich schwer enttäuscht heraus. „Weißt du das gewiß?“

„Ganz gewiß.“

„Ach!“ seufzte sie noch einmal. „Nun denn . . . bist du fertig?“

„Ich stehe ganz zu deinen Diensten, Mama!“

„Gut . . . das heißt, es ist unnötig . . . ich fahre heute nicht.“

Kein Zureden half, sie blieb bei ihrem Entschluß. Armand mußte den Wagen fortschicken, und seine Mutter setzte sich wieder unbeweglich ans Fenster in ihrem Zimmer. Auch Berthildes späterer Besuch hatte keinen günstigen Einfluß, und Armand ließ den Arzt holen, dem er die seltsame Unterredung wortgetreu berichtete.

„Die Sache ist sehr einfach!“ bemerkte der Doktor. „Frau Loysel hat angenommen, diese Miß Liona sei des Mordes verdächtig, das ist ja klar. Ihnen ist der Gedanke befremdlich, weil Sie die Beweise gegen diese Möglichkeit zum voraus kannten, für Frau Loysel dagegen lag er sehr nahe.“

„Aber wie hätte diese Miß Liona oder vielmehr Frau Fort dazu kommen sollen, meinem Vater nach dem Leben zu trachten?"

„Weiß ich's? Mir schwirrt immer der Gedanke durch den Sinn, es könnte Herr Fort gewesen sein!"

„Sie glauben, daß er Gründe gehabt hätte?"

„Triftige! Oder wenn er sich der von seiner Frau niedergelegten Summen hätte bemächtigen wollen? Unter uns gesagt, es muß ein sauberer Patron sein, dieser Herr Fort."

„Was mir am meisten zu denken gibt," fuhr Armand nach einer Pause fort, „ist auch nicht, daß meine Mutter auf diese Vermutung kam, sondern daß es ihr eine Enttäuschung zu bereiten schien, Miß Liona von jedem Verdacht befreit zu wissen."

„Auch das ist nicht so absonderlich," erwiderte der Arzt. „In dem Schweigen, worin Frau Loysel beharrt, muß ihr Gehirn unausgesetzt stark arbeiten, und ohne Zweifel wäre es ihr tröstlich, den Mörder ihres Gatten ergriffen und bestraft zu wissen ... an die Möglichkeit eines Selbstmordes hat Ihre Frau Mutter wohl nie gedacht?"

„Sie hat bisher überhaupt kein Wort über die Katastrophe geäußert, heute zum erstenmal berührte sie die Sache."

„Das ist der Anfang einer Aussprache und ein entschiedener Fortschritt," versicherte der Arzt, der ein gründlicher Optimist war.

„Ach! Dieses Mitteilungsbedürfnis läßt lange auf sich warten, und ich habe immer noch Angst vor einer Wiederholung des Krampfzustandes! Auch heute bin ich sehr erschrocken ... als meine Mutter einer Haarnadel ansichtig wurde, die ich in meines Vaters Zimmer gefunden hatte, war sie einer Ohnmacht nahe."

„Vermutlich weil sie diese Nadel beim letzten ahnungslosen Lebewohl von Ihrem Vater dort verlor! Die Erinnerung wird sie erschüttert haben; Sie müssen aber derartige Mahnungen nach Kräften zu vermeiden suchen. Ueberm Berg sind wir ja noch lange nicht, und wir könnten den erreichten Fortschritt leicht wieder einbüßen."

In den nächsten Tagen sah es fast aus, als ob dieser Fall eingetreten wäre. Frau Loysel weigerte sich zwar nicht

mehr, in Berthildes Begleitung auszufahren, aber sie versank wieder in die gänzliche Wortlosigkeit der ersten Tage.

Selbstverständlich war die Aufmerksamkeit von ganz Clermont auf das Haus des Notars gerichtet, mit dessen Gedächtnis man nicht eben glimpflich umsprang. Ein spöttischer, fast grausamer Ausdruck war verschiedenen an dem Leichnam aufgefallen, und die alte Frau Firminy war sehr bekümmert, weil man ihr sagte, der Notar müsse in einer Stimmung gestorben sein, die das Heil seiner Seele in Frage stelle. Die gute alte Dame widmete daher dem Verstorbenen eine große Zahl ihrer Gebete, konnte aber selbst dadurch nicht zur Ruhe gelangen und forschte immer wieder ihre Nichte aus, um Näheres über das tragische Ereignis zu erfahren.

„Ich weiß nichts darüber, liebe Tante, und habe keine Ahnung, wie es gekommen sein kann," war Berthildes Antwort. „Ich weiß nur, daß Armand in einem trostlosen, verzweifelten Zustand ist, und seine arme Mutter fast noch mehr."

Als sie eines Morgens nach ihrer Spazierfahrt mit Frau Loysel ihre Tante begrüßen wollte, rief ihr diese entgegen: „Berthilde! Was soll denn nur aus der armen alten Großmutter werden? Grésil ist verhaftet!"

Von Schmerz und Angst erfaßt, stand das junge Mädchen wie versteinert da.

„Ich gehe zu ihr," sagte sie dann ruhig, wieder nach Schirm und Handschuhen greifend.

Die alte Frau Grésil bewohnte in einem der engsten Gäßchen der Altstadt ein düster aussehendes Haus, das aber nach hinten auf ein sonniges Gärtchen ging, worin der Enkel zur Augenweide für die gelähmte Großmutter die schönsten Blumen zog. Berthilde fand sie auch heute am gewohnten Platz im Lehnstuhl am sonnbeschienenen Fenster, doch das grobe wollene Strickzeug, das ihr sonst die Zeit verkürzte, lag heute unberührt im Korb, und die zitternden alten Hände ruhten müßig auf ihren Knieen.

„Heute früh haben sie ihn geholt, liebes Fräulein," erzählte die Gelähmte. „Ich lag noch im Bett, er machte mir eben den Kaffee. ... Das haben sie noch erlaubt, daß er mir wie gewöhnlich in meinen Lehnstuhl half, dann mußte er fort, der arme, arme Junge!"

„Was sagte er dazu?" fragte Berthilde, die kalten gichtischen Hände des Mütterleins sanft streichelnd.

„Gar nichts als: ‚Hab' mir's ja gedacht!' ... Das war alles. Geküßt hat er mich, als ob's zum Sterben ginge, dann ging er fort ohne Widerstand, ohne Groll!"

„Von seiner Unschuld sprach er nicht?"

„O nein! Wozu auch? Ich weiß ja wohl, daß er's nicht gethan hat; und wenn die andern an seine Unschuld glauben möchten, hätte man ihn dann verhaftet? Was uns Not thäte, Fräulein Berthilde, wären Zeugen dafür, daß er um die Zeit von Loysels Tod überhaupt nicht in Clermont war ..."

„Er war nicht in Clermont?" fragte Berthilde.

„Nein, gnädiges Fräulein, er war, als der Waldbrand ausbrach, auf dem Wege zum nächsten Dorf. Die halbe Nacht hat er beim Löschen mitgearbeitet, und noch voll Brandgeruch kam er heim. Sollte denn wirklich keiner von den Männern, die löschen halfen, ihn erkannt haben und für ihn einstehen wollen?"

„Wie kam's denn, daß er um diese Zeit unterwegs und nicht in der Werkstatt war?"

„Ach, gnädiges Fräulein! Er war ja am selben Morgen aus dem Gefängnis gekommen und nicht mehr angenommen worden im Geschäft! O, dieses Gefängnis, das ist unser Verderben! Ohne das wäre nie ein Verdacht auf mein armes Kind gefallen! Ohne das hätte er nie die unbesonnenen Reden geführt gegen den Herrn Notar, die ihn jetzt ins Unglück bringen!"

Die matten, verweinten Augen der Greisin hefteten sich fest auf Berthilde.

„Sehen Sie, Fräulein Berthilde, das ist eine ganze Reihe himmelschreiender Ungerechtigkeiten! Der damit begonnen hat, steht jetzt vor seinem ewigen Richter ..."

„Wen meinen Sie denn?" fragte Berthilde beunruhigt.

„Herrn Loysel. Er hat meinen armen Ludwig angegeben, er allein hat ihn ins Gefängnis geliefert!"

„Aber weshalb denn?"

Die alte Frau blickte auf ihr Gärtchen hinaus.

„Ihnen ... Ihnen kann ich das nicht erklären, Fräulein Berthilde ... aber wenn der Herr Armand mich be-

suchen wollte ... dem ... dem müßte ich's sagen, so schwer mich's ankäme."

Eine Weile herrschte tiefe Stille in dem armseligen, aber sauberen Stübchen.

„Fräulein Berthilde," begann die alte Frau dann mit leiser Stimme, „Sie sind immer gut gegen uns gewesen, Sie und Ihre selige Frau Mutter, und Ihr Bräutigam ist meines armen Jungen bester Freund, obwohl er ein feiner Herr ist, und wir geringe Leute sind. ... Drum würde ich lieber auf der Stelle sterben, als Ihnen oder ihm wehe thun. Was macht mir auch der Tod! Meine Beine sind längst gestorben, das übrige kann ihnen nachfolgen, wann unser Herrgott will! Aber die Schande, Fräulein Berthilde, die Schande und die Ungerechtigkeit, die schmerzen mehr als der Tod, und was wir leiden, mein Enkelsohn und ich, das haben wir nicht verdient. Wir leiden schwer, aber unsre Herzen sind darum nicht verhärtet. Das erste Mal, ja, da war mein armer Junge rasend, aber jetzt hat er sich darein ergeben. ‚Es ist meine Schuld, Großmutter,' sagte er. ‚Was hatte ich zu Herrn Loysel zu gehen und ihm zu sagen, er werde es bereuen? Das war dumm und schlecht!' Nun, liebes Fräulein, ich bin nur eine arme, alte, unwissende Frau, aber das sag' ich Ihnen, wenn ein Mensch lebt, der durch Nachforschungen, Beweise ... was weiß ich ... meinen Jungen retten kann, und dieser Mensch thut es nicht, dann wird unser Herrgott am jüngsten Gericht wohl einen Unterschied machen zwischen dem armen Grésil, den sie unschuldig verurteilt haben, und den Leuten, die ihn köpfen ließen!"

„Armand wird heute noch zu Ihnen kommen, Mutter Grésil," versetzte Berthilde, „und ich schwöre Ihnen, er wird ihn retten ... die Ungerechtigkeit der Welt müßte denn mächtiger sein, als er und ich miteinander."

„Das hab' ich von Ihnen erwartet, Fräulein Berthilde," sagte die alte Frau einfach.

Wie oft hatten sie und Armand als Kinder auf dem Schoß der Greisin gesessen, wie manche Kinderthräne hatte sie ihnen getrocknet, wie manchmal kleine Schäden an ihren Kleidern ausgebessert, wunde Kniee gewaschen, schmerzende Beulen geheilt, und durch lustige Geschichten und Märchen den Kummer verscheucht. Jetzt nahm Berthilde das weiße

Haupt zwischen ihre Hände und drückte es mit tröstendem Zuspruch zärtlich an ihre junge Brust. Fast erfüllte sie der Gedanke mit Wonne, hier Hilfe zu schaffen und Wohlthaten erwidern zu können.

Auf die Nachricht von Grésils Verhaftung stürzte Armand zum Hilfsstaatsanwalt.

„Das ist eine himmelschreiende Ungerechtigkeit!" war sein erstes Wort.

„Die Drohungen, die Grésil vor Zeugen ausgestoßen hat, berechtigen uns durchaus, das Verfahren gegen ihn einzuleiten."

„Man kann also jeden anständigen Menschen verhaften, wenn es ein paar Lästermäulern beliebt, ihn anzuschwärzen."

„Von Lästermäulern ist hier nicht die Rede!" entgegnete der junge Beamte mit Würde. „Der Verhaftete zieht auch seine Aeußerungen gar nicht in Abrede, er hat sich die Verhaftung selbst zuzuschreiben."

„Ach! Warum hab' ich ihn nicht begleitet an jenem Abend, wie ich's einen Augenblick im Sinn hatte!" rief Armand außer sich. „Dann könnte ich ihm sein Alibi liefern! Doch ... das kann ja geschehen ... er traf ja dort mit jemand zusammen, von dem er Aufklärung haben wollte ... ha, ha, ... das Alibi soll hergestellt werden."

„Gewiß!" versetzte Brécourt, mehr und mehr den Beamten herauskehrend. „Wenn diese Persönlichkeit derart ist, daß ihr Zeugnis für das Gericht Wert hat, eine unbescholtene bekannte Persönlichkeit, so kann sich der Angeklagte darauf berufen. Der Name ist Ihnen bekannt, Herr Loysel?"

„O ja ... es ist eine Frau ..." sagte er stockend, denn es tagte ihm mit einem Male, daß Karoline schwerlich ein Zeugnis ablegen würde, wodurch die Art ihrer Beziehungen zu Grésil ruchbar würde. „Ich hoffe, sie wird sich auf ihre Pflicht besinnen," setzte er hinzu. „Wenn es ein Menschenleben gilt ..."

„Ein Menschenleben, ist wohl etwas zu viel gesagt," bemerkte der junge Jurist mit überlegenem Lächeln. „Um ein Todesurteil wird es sich schwerlich handeln, die Einzelheiten der That müßten denn besonders empörend, der Druck der öffentlichen Meinung sehr stark sein ... Der Verstorbene hat, wenn ich mich nicht täusche, dem jungen Mann viel

Gutes erzeigt. Da läge allerdings ein Undank vor, der die Geschworenen gegen ihn einnehmen müßte ..."

„Mein Vater hat sich nie viel um Grésil bekümmert, sondern meine Mutter. Uebrigens hat er seinen Weg, sobald er die Kinderschuhe vertreten hatte, ganz allein gemacht und war immer sehr anstellig und anständig. Wenn ich ihm auch nicht begegnet wäre, nicht mit Gewißheit wüßte, daß er vom Ort der That um diese Zeit meilenweit entfernt war, ich würde nimmermehr an seine Schuld glauben!"

„Und doch ist die That begangen worden," erwiderte Brécourt mit einem forschenden Blick auf den jungen Mann, „und irgend jemand muß der Thäter sein ... sollten Sie etwa einen andern im Verdacht haben?"

„Ich weiß nicht," versetzte Armand mutlos, „alles Nachgrübeln führt zu keinem Ergebnis, alles in mir und um mich ist Jammer, Wirrsal und undurchdringliches Dunkel!"

„Und doch wehren Sie der Hand, die Licht in dieses Dunkel bringen will? Lassen Sie die Gerechtigkeit ihres Amtes walten, Herr Loysel! Sie hinkt ja mitunter, das ist richtig, aber sie erreicht ihr Ziel doch. Ihr Vater und das sittliche Bewußtsein der Gesellschaft sollen gerächt werden, müßte es auch auf Kosten Ihrer Großmut und Ihres vielleicht irregeleiteten Gefühls geschehen."

Mit diesen Worten, die ihm selbst ungemein erhebend und klangvoll vorkamen, verabschiedete Brécourt den jungen Loysel, der gedrückt und mißmutig nach Hause ging, wo er seine Braut nicht wie sonst im Zimmer der Mutter, sondern unten im Wohnzimmer antraf.

„Armand," sagte sie, als er eintrat, „Grésil ist verhaftet!"

„Ich weiß es, Berthilde, und komme eben vom Hilfsstaatsanwalt!" erwiderte er, indem er die von uneigennützigem Zorn glühende Wange des jungen Mädchens brüderlich küßte. „Die Leute vom Gericht sind mir unverständlich. Kaum steigt ein Verdacht auf, so ist ihnen der davon Betroffene schon ein Verbrecher und wird demgemäß behandelt!"

„Ja, und das ist eine Niederträchtigkeit! Was sollen wir beginnen? Gerettet muß er werden ... um jeden Preis!"

„Gewiß, Berthilde . . . um jeden Preis . . .“

Er wiederholte das Wort mit einem schmerzlichen Ton, der ihr zu Herzen ging.

„Armand . . . woran denkst du?“

„An meine eigene Lage, die höchst sonderbar ist. Ueberlege dir nur . . . mein Vater ist ermordet worden . . . wir haben von den Beweggründen zu dieser That nicht die leiseste Ahnung . . . niemand kann die Person des Mörders auch nur vermuten. Nun ergreift das Gericht einen Verdächtigen. Dieser hat kurz vorher Drohungen ausgestoßen . . .“

„Drohungen waren es nicht, Armand! Der arme Grésil wollte nur sagen, deinem guten Vater werde es nachher selbst leid thun, daß er ihm nicht beigestanden hat.“

„Davon bin ich überzeugt, gerade wie du, aber die Welt ist nicht unsrer Meinung! Grésil hat also einmal Drohungen ausgestoßen; er war zur Zeit der That weder in seiner Wohnung noch in der Werkstatt. Ich in erster Linie sollte mich freuen, daß einige Aussicht vorhanden ist, meines Vaters Mörder ausfindig zu machen, und statt dessen suche ich der Gerechtigkeit in den Arm zu fallen!“

„Weil sie ihn nach einem Unschuldigen ausstreckt!“

„Ganz gewiß! Aber du siehst doch ein, daß die Richter und alle Außenstehenden mein Verhalten wunderlich finden müssen.“

Berthildes offener Blick suchte das Auge des Verlobten.

„Und wirst du vor der Meinung der Welt zurückschrecken?“ fragte sie ernst.

Armand sah ihr mit gleicher Aufrichtigkeit in die Augen.

„Traust du mir das zu?“ fragte er leise.

Sie sanken sich wortlos in die Arme.

„Wir sind einig,“ sagte Berthilde, sich mit Thränen in den Augen von ihm losmachend, „was auch geschehen möge, Armand, nicht wahr? . . .“

„Was auch geschehen möge, einen Unschuldigen lassen wir nicht verurteilen!“ sagte er festen Tones. „Heute nachmittag suche ich noch jemand auf, der Zeugnis für ihn ablegen kann . . . es fragt sich freilich, ob sie will . . .“

„Wer ist es denn?“

„Ach, eine gleichgültige Person . . . ich kann dir's nicht sagen . . .“ warf er, seinen Gedanken nachhängend, hin.

„Aber ich will dir etwas sagen!" rief Berthilde plötzlich mit Ungestüm. „Wir müssen unbedingt heiraten."

Er starrte sie verständnislos an.

„Ja, ohne Verzug, trotz der Trauer, trotz der Untersuchung, trotz aller Schicklichkeitsrücksichten oder vielmehr gerade diesen zuliebe! Es gibt so vieles, was du mir jetzt nicht sagen kannst, weil es nicht passend ist . . . vielleicht weiß ich mehr davon, als du denkst, denn schließlich . . . man hat ja Dienstboten, und die reden frei, höchst ungezwungen sogar. . . . Ich wette, daß ich weiß, wer Grésil retten kann . . . eine Karoline Brichol?"

Armand nickte.

„Nun, siehst du, über diese Frau zum Beispiel willst du nicht mit mir sprechen, weil sich's nicht schickt, weil ich ein junges Mädchen bin. Und so gibt es noch tausenderlei Dinge, die wir miteinander bereden sollten . . . Ja, wenn wir verheiratet wären! Was hindert uns, es zu sein? Ein Vorurteil! Würdest du deinen Vater weniger betrauern, wenn ich deine Frau wäre? Nein! Also denn, wir müssen heiraten!"

„Ich wäre ja am glücklichsten darüber, denn wahrhaftig, Berthilde, ich bin übel dran . . . Sobald du gehst, bin ich allein, die Mutter verschließt mir ihre Thüre. . . . Ach! Für sie wäre es die allergrößte Wohlthat, dich immer um sich zu haben, aber . . ."

„Wir wollen's mit deiner Mutter besprechen," erklärte Berthilde. „Meine Tante von dieser Notwendigkeit zu überzeugen, wäre vorderhand vergebene Liebesmüh', sobald jedoch deine Mutter eingewilligt hat, liegt die Sache anders. Die Tante fügt sich immer den Beschlüssen andrer, sie will nur selbst keine fassen."

„Ob sie sich diesem fügt, ist mir denn noch fraglich," bemerkte Armand. „Indes muß ich aber ernstliche Schritte für Grésil thun."

Ein leichtes Geräusch ward vernehmbar; Frau Loysel war ins Zimmer getreten und sah die jungen Leute fragend an.

„Grésil?" fragte sie mit ihrer erloschenen Stimme.

Armand und Berthilde verständigten sich durch einen Blick. Wenn sie sich aus freien Stücken wieder mit der

Wirklichkeit beschäftigen wollte, warum sie davon fernhalten?

„Grésil wurde heute früh verhaftet,“ berichtete Armand mit einigem Zögern.

Eine Purpurglut schoß in die Wangen der armen Frau, um rasch tiefer Blässe zu weichen.

„Aber schuldig ist er nicht, dessen bin ich gewiß, und ich biete alles auf, um ihn aus der Haft zu befreien,“ fuhr Armand fort.

Frau Loysel starrte schweigend auf ihre schmale Hand und den Ehering, der ihr viel zu weit geworden war.

„Du weißt doch auch, daß er nicht schuldig sein kann, Mama?“

Wieder huschte eine flammende Röte über Frau Loysels Gesicht. Gesenkten Hauptes schritt sie den jungen Leuten voran ins Speisezimmer, wo die Mahlzeit an diesem Tag noch trübseliger verlief als sonst. Es lastete eine peinliche Verlegenheit auf den Tischgenossen, und auch die helle Septembersonne vermochte den trüben Raum nicht aufzuheitern.

„Wir müssen aus diesem Haus hinaus!“ rief Armand endlich in nervöser Erregung. „Mir ist, als ob wir alle drei hier den Verstand verlieren! Ich werde irgendwo in der Nachbarschaft ein sonniges Landhaus mieten, wo wir wohnen können, bis . . . alles vorüber ist. Bist du damit einverstanden, Mama?“

„Mir ist's einerlei,“ versetzte die Witwe, ohne ihn anzusehen.

„Ich habe dir noch andre Vorschläge zu machen, Mama,“ fuhr er, kühner werdend, fort. „Findest du es nicht auch unbequem und peinlich für Berthilde, den Tag über hier zu sein und immer wieder nach Hause zu müssen? Es wäre doch viel angenehmer, sie könnte ganz bei uns sein . . . als meine Frau . . .“

Frau Loysel sah die Verlobten an.

„Ihr wollt heiraten?“ fragte sie ohne Verwunderung.

„Wenn du nichts dagegen hast, ja, Mama! Du wirst einsehen, daß es ein Unding wäre, das Trauerjahr abzuwarten . . . und wenn es sich einrichten läßt, wäre es am besten, uns nächste Woche trauen zu lassen . . . was hältst du davon, Mama?“

„Berthilde muß ihre Tante fragen!“

„Für mich liegt die Entscheidung in deiner Hand, Mama,“ entgegnete Berthilde. „Du mußt darüber entscheiden, ob es dich nicht verletzt, wenn wir jetzt noch einen Schritt thun, der den Leuten zu reden geben wird . . .“

Frau Loysel starrte auf ihren Trauring.

„Ob sie etwas mehr oder weniger schwatzen, ist mir einerlei . . .“

Das war gewissermaßen eine Zustimmung, wofür ihr der Sohn und die Braut mit einem innigen Kuß dankten.

„Es versteht sich von selbst, daß wir uns in aller Stille trauen lassen . . . wenn du willst, spät am Abend,“ sagte Armand.

Seine Mutter nickte zustimmend.

„Ich gehe dann ins Kloster,“ erklärte sie ruhig.

„Ins Kloster?“ rief Armand bestürzt. „Welch ein Gedanke! Davon kann keine Rede sein!“

Wieder wechselte Frau Loysel die Farbe, und ihre Augen irrten unstät im Zimmer umher.

„Ich denke schon lange dran,“ sagte sie. „Hier bin ich zu unglücklich . . . Die Luft dieses Hauses drückt mich zu Boden und ich . . . ich fürchte mich . . .“

„Fürchten? Wovor sollte sich mein Herzensmütterchen fürchten?“ fragte Armand zärtlich.

„Ich fürchte mich!“ wiederholte die Mutter zögernd. „In einem Kloster werde ich Ruhe haben . . . da ist alles hell und weiß . . . da sind große Fenster. . . . Wenn ich mich nicht gescheut hätte, dich allein zu lassen, wäre ich längst dort. Mir graut vor diesem Haus . . . mein Zimmer . . .“

Sie schreckte fröstelnd zusammen.

„Mein Zimmer,“ fuhr sie fast unhörbar fort, „ist ein Ort, wo ich lieber sterben als wohnen möchte . . . es wundert mich, daß ich noch nicht gestorben bin. . . . Ach, ich wollte, ich wäre tot!“

„Wir reisen ab, Mama, gleich morgen.“

„Nein! So lange die . . . die Sache nicht abgeschlossen ist, müssen wir bleiben. Ich will bleiben!“

„Warum?“

„Ich will es!“ wiederholte sie mit einem Anflug von Gereiztheit.

Berthilde bedeutete ihrem Verlobten durch einen Blick, daß man der armen Frau nicht widersprechen dürfe.

„Wann können wir uns trauen lassen, Mama?“ fragte er, um sie auf andre Gedanken zu bringen.

„Wann ihr wollt. Angemeldet seid ihr ja schon auf dem Standesamt. Ihr könnt alles einrichten, wie ihr wollt.“

Sie stand auf; all ihre Bewegungen waren scheu, ängstlich, unstät. Im Vorübergehen warf sie einen Blick ins Wohnzimmer.

„Du mußt dir andre Möbel anschaffen, Armand,“ bemerkte sie. „Nichts vom alten Leben darfst du in dein neues hinübernehmen . . . auch mich nicht.“

Dann glitt die schwarze Gestalt schattenhaft hinaus.

„Sie ist geistig gestört!“ seufzte Armand.

„Das weiß ich denn doch nicht,“ bemerkte Berthilde nachdenklich.

Frau Firminy geriet außer sich, als ihr der Heiratsplan vorgelegt wurde. Heiraten, während die Seele des unvorbereitet, jedenfalls im Stand der Sünde, wenn nicht gar der Todsünde, Verstorbenen noch in den finstersten Regionen des Fegefeuers umherirrte! Das war ja unsittlich oder, was schwerer wiegt, höchst unschicklich! Nein, in diesem Punkt war sie unerbittlich! Nur zwei- oder dreimal im Leben hatte sie einen eigenen Willen geltend gemacht, dies war ein weiterer Fall, wo es geschah.

Als Berthilde ihrem Verlobten diese Nachricht brachte, konnte er seinen Groll nicht verhehlen; er kam auch eben vom Hilfsstaatsanwalt, der ihm die Erlaubnis, Grésil zu sprechen, verweigert hatte, was ihn tief verstimmte.

„Wenn wir's ohne ihre Zustimmung thäten?“ sagte er. „Schließlich hat Frau Firminy rechtlich nichts dreinzureden.“

„Ich würde ihr aber nicht gern wehthun,“ versetzte Berthilde traurig. „Vielleicht gelingt mir's, sie doch noch umzustimmen . . . gedulden wir uns.“

Armand ging zu seiner Mutter, um ihr Frau Firminys leidige Einsprache mitzuteilen. Gleich beim Eintreten fiel ihm auf, daß ihr Zimmer verändert aussah, er wußte aber nicht recht, worin die Veränderung bestand.

„O Mama,“ rief er mitten in der Erörterung über die Trauung, „du hast alle Bilder von Papa weggenommen!“

In der That fehlten sowohl die Bilder, als eine Menge Nippessachen, die der Notar seiner Frau im Lauf der Zeit geschenkt hatte.

„Ja, ich habe sie eingepackt,“ erwiderte die Mutter.

Diese Mahnung an ihren Plan einer Abreise betrübte Armand noch mehr und ließ ihn doppelt scharfe Worte für Frau Firminys Härte finden.

„Sie hat aber ganz recht,“ entgegnete die Mutter zu seiner Verblüffung. „Sie hat recht von ihrem Standpunkt aus, wie ihr vom eurigen recht habt. Mir ist es gleichgültig . . . das heißt, nein, ich wüßte euch lieber verheiratet . . . wenn es aber nicht sein kann . . . O Armand!“ rief sie plötzlich, vom Schmerz überwältigt, „ich möchte fort von hier! O bringe mich weg, Armand!“

Dieser Aufschrei des gequälten Herzens erschütterte den Sohn aufs tiefste. Er schloß die Mutter in seine Arme und bedeckte ihr Gesicht mit Küssen, aber schon war wieder die alte Stumpfheit über sie gekommen.

„Ach, wenn ich könnte, wie ich wollte, meine Herzensmama, da würden wir ja auf der Stelle miteinander abreisen, aber ich muß bleiben, um dem armen Grésil aus der Not zu helfen.“

Sie löste sich fast heftig aus seiner Umarmung.

„Dieser Bursche ist dir also lieber als deine Mutter?“ warf sie trocken hin.

„Was für eine Idee, Mama! Aber es ist eine Pflicht, deren Erfüllung ich mich nicht entziehen darf. Es soll nicht heißen, dieser Unglückliche sei zweimal durch unsre Schuld unschuldig verurteilt worden!“

„Bist du ganz gewiß, daß er damals unschuldig war?“ fragte sie mit brennendem Blick.

„Unbedingt.“

„Und in diesem Falle auch?“

„In diesem Falle ebenso.“

Sie kehrte ihm den Rücken zu, und als er nach ihrer Hand griff, rief sie ungestüm: „Laß mich! Laß mich in Ruhe! Ich brauche dich nicht!“

„Aber Mama,“ sagte er, betroffen und traurig über

diese Abweisung, „du weißt ja selbst, daß er nicht schuldig ist . . ."

„Er oder ein andrer!" herrschte sie ihn mit ihrer seltsam veränderten Stimme an. „Warum er nicht, so gut wie ein andrer?"

Es geschah zum erstenmal, daß Armand die Mutter heftig sah. Der Notar und in früheren Zeiten Dienstboten, die dann sofort entlassen wurden, hatten allerdings die Ausbrüche dieser verschlossenen Natur kennen gelernt.

„Was du da sagst, ist gräßlich!" stammelte er, von der entsetzlichen Vorstellung geängstigt, seine Mutter werde wahnsinnig. „Ich weiß aber wohl, daß du gar nicht so denkst, Mama. Sprechen wir lieber nicht mehr über Grésil, es scheint dich aufzuregen."

Seine Mutter starrte ihn immer noch mit flammenden Augen an, und er schämte sich fast, etwas wie Grauen vor ihr zu empfinden. Würde er denn die Aermste nicht mehr lieben, wenn sie krank, geisteskrank wäre? Ein abscheulicher Gedanke! Er trat auf sie zu und küßte sie zärtlich, was sie unerwidert ließ, und nach ein paar gleichgültigen Bemerkungen verließ er verstörten Sinnes das Zimmer.

Am Tage darauf erhielt Armand die Mitteilung, daß sein Besuch bei Grésil zulässig sei. Er freute sich darüber; aber als er die kahle Zelle des armen Burschen betrat, schnürte sich ihm das Herz so schmerzlich zusammen, daß er keine Worte fand. Grésil war nicht niedergeschlagen, aber die Fassung, die er zur Schau trug, berührte Armand schmerzlicher als die bittersten Anklagen es vermocht hätten.

„Sehen Sie, Herr Armand, es ist des Schicksals Wille," sagte der Gefangene. „Es hat so kommen müssen. . . . Hat mich nicht der Teufel geritten, daß ich zu Ihrem Vater gehen und ihm sagen mußte, er werde sein Unrecht bereuen? Nein, nein! Das ist nun einmal Schicksal, und dagegen . . ."

„Grésil! Ich bitte dich!" rief Armand, ihm herzlich die Hand drückend. „Meine Braut und ich sind fest entschlossen, alles . . . hörst du wohl, alles an deine Befreiung zu setzen! Wenn's nötig ist, trete ich vor den Geschworenen öffentlich als Entlastungszeuge für dich auf . . . obwohl das für den Sohn des Ermordeten hart wäre!"

„Ich weiß, wie Sie's meinen, Herr Armand, und ich danke Ihnen," sagte Grésil, mit Thränen in den Augen.

„Höre mich an ... die Zeit für meinen Besuch ist mir kurz zugemessen ... sage mir, ob du irgend einen Verdacht hast. Ein Thäter muß vorhanden sein, das predigen sie mir immerzu, und du darfst es nicht sein! Wenn du irgend eine Fährte hast, so sprich dich aus, ich werde sie verfolgen."

„Nein, Herr Armand, ich weiß nichts. Einmal ist mir durch den Sinn gegangen, es könnte Brichol gewesen sein, aber wenn ich's recht überlege, ist's unmöglich. Eine Schlafmütze wie der, nein! Wer den Schuß abgefeuert hat, war ein Gewitzter, Herr Armand! Durchs Fenster habe er geschossen, sagen die Herren ... du liebe Zeit, solch eine kindische Idee!"

„Du glaubst nicht daran?"

„Weder geschossen hat man durchs Fenster, noch ist man eingestiegen! Die Gefahr, gesehen zu werden, war viel zu groß. Wer den Schuß abgefeuert hat, war im Haus, Herr Armand!"

„Im Haus? Aber wie hätte er hereinkommen sollen?"

„Das ist kein Hexenwerk; die Dienstboten lassen ja bei Ihnen alle Thüren offen. Ich bin wohl schon ein Dutzend Mal bis in Ihr Speisezimmer gelangt, ohne daß mir jemand in den Weg gelaufen wäre."

„Ich weiß nicht, was ich denken soll," sagte Armand, von der Richtigkeit dieser Bemerkung betroffen. „Brichol kann es also nicht gethan haben?"

„Er hätte gar keinen Grund gehabt, dem Notar übelzuwollen ... im Gegenteil! Was aus mir wird, weiß ich. Wenn sich nicht einer meldet und den Herren sagt: ‚Ich bin der Mörder!' so ist's um mich geschehen. Wenn das Gericht einmal einen in den Klauen hat, so läßt's ihn nicht mehr los, solange es keinen andern fassen kann ... am liebsten wären ihm beide!"

„Mach keine Witze, Grésil, du thust mir weh. Es muß etwas für dich geschehen. Ich will Frau Brichol aufsuchen, sie kann dir ein Alibi verschaffen ..."

„Wenn sie mag! Ich weiß aber ebenso gewiß, daß sie keine Lust dazu haben wird."

„Sie wird schwerlich einen Unschuldigen ins Zuchthaus liefern wollen!“

„Meinen Sie? Nun, Sie werden's ja erleben!“

Mit einem schmerzhaften Bewußtsein der Machtlosigkeit schied Armand von dem Gefangenen. Das naturgemäße Verlangen, den Mörder des Vaters bestraft zu sehen, wich mehr und mehr dem Wunsch, die Sache mit Schweigen zu bedecken; ja, so wenig er selbst an diese Möglichkeit glaubte, es wäre ihm am liebsten gewesen, das Gericht hätten einen Selbstmord des Notars angenommen.

Karoline Brichol wohnte im vierten Stock eines neuen Backsteinhauses in einer erst kürzlich angelegten Straße, deren Häuser in großen Abständen voneinander allmählich aus dem Boden wuchsen, und wo es immer nach frischem Kalk roch. Zwei Stuben und ein Kämmerchen, das als Küche diente, bildeten die ganze Behausung; aber am Fenster ihres Wohnzimmers hing ein Käfig mit Kanarienvögelchen, eine Blumenampel, und das war der Ort, wo sie Zukunftsträumen nachhing und heute eine Veränderung ihres Sonntagskleides vornahm.

Auf Armands Klopfen rief sie: „Herein!“, ohne sich von ihrem Platz zu rühren. Nachmittagsbesuche waren ihr keine Seltenheit; schwatzhafte Nachbarinnen oder auch Nachbarn sprachen gern bei der rundlichen Arbeiterin vor, die einen, um ihr Klatsch zuzutragen, die andern, um ihr ein wenig den Hof zu machen. Verschlossen fand man ihre Thüre nie; darin erblickte Karoline Brichol eine Bürgschaft ihres guten Rufs.

Als sie einen männlichen Schritt vernahm, drehte sie in angenehmer Erwartung einer Liebeserklärung oder Neckerei zierlich das Köpfchen; bei Armands Anblick aber erstarb das gewohnheitsmäßige Lächeln auf ihren lüsternen Lippen.

„Herr Armand!“ rief sie, wobei ihr die Arbeit zu Boden glitt, die der Besucher aber nicht aufhob. „Eine solche Ehre ...“

„Ich habe mit Ihnen zu reden, Frau Brichol,“ sagte Armand, gänzlich ungerührt von der holden Verwirrung. „Sind wir allein? Haben wir keine Störungen zu fürchten?“

„Allein sind wir,“ erwiderte Karoline, von seinem kühlen Ton ernüchtert. „Was eine Störung betrifft, so

kann ich dafür nicht gutstehen ... ich pflege meine Vorthüre nie abzuschließen."

Die übertriebene Höflichkeit von vorhin war verflogen.

„Wollen Sie nicht heute eine Ausnahme machen?"

„Aber, Herr Armand, was würden die Leute denken?" rief sie mit einem Lächeln, das eher ein Grinsen zu nennen gewesen wäre.

„Was wäre denn dabei? Aber kommen wir zur Sache, Frau Brichol. Sie wissen, daß Grésil verhaftet wurde?"

„Zum zweitenmal in vier Wochen, ja," versetzte sie frech.

„Gewiß, zum zweitenmal, und zwar abermals unschuldigerweise," sagte Armand, in dem trotz aller guten Vorsätze der Zorn aufstieg.

„Was geht's mich an, Herr Armand?" fragte sie, ihre Vögel betrachtend.

„Einigermaßen doch, denn um die Zeit, wo das Verbrechen geschah, war Grésil mit Ihnen zusammen droben auf dem Berg."

Karoline erschrak. Sprach er mit solcher Sicherheit, weil er sie dort gesehen hatte? Ach nein! Es hatte ja alles haarklein in den Zeitungen gestanden, er wollte sie nur ausforschen! Er wollte etwas herausbringen, sie aber wollte schweigen, folglich war sie im Vorteil.

„Wer Ihnen das gesagt hat, hat Ihnen einen Bären aufgebunden, Herr Armand," erwiderte sie so sanft wie ein Lämmlein. „Ich habe mich gerade an diesem Tage früher auf den Heimweg gemacht, weil ich eine Freundin besuchen wollte, und bin unterwegs niemand begegnet."

Sie sah Armand fest ins Gesicht bei diesen Worten.

„Reden wir ernsthaft, Frau Brichol," entgegnete er ruhig. „Es handelt sich um keinen Scherz und kein Wortgeplänkel, sondern darum, daß Sie den Mann entweder befreien, oder in noch unabsehbare Gefahr stürzen können. Bedenken Sie dabei, daß Ihre Offenheit Ihnen selbst keinen Schaden bringen kann! Grésil ging ins nächste Dorf, weshalb, das weiß ich nicht, und das hat auch nichts mit der Sache zu thun; unterwegs traf er Sie, als Sie von der Arbeit nach Hause gingen. Sie haben ein paar Minuten geplaudert, das ist alles.... Besinnen Sie sich aber wohl, um welche Zeit es war. Damit ist der Beweis ge-

liefert, den wir brauchen, um ihn in Freiheit zu setzen. Wenn Sie ihn zum Beispiel gegen halb sieben Uhr fünf oder sechs Kilometer von Clermont auf der Straße nach dem Puy de Dôme gesprochen haben, so kann er um diese Zeit nicht in einem Haus am Marktplatz gewesen sein."

Karoline hatte ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört.

„Und damit wäre bewiesen, daß er nicht der Mörder des Herrn Notars sei?"

„Ganz gewiß. Ueberdies wird Ihre Aussage auch noch Unterstützung finden durch Leute, die mit ihm an jenem Abend beim Löschen des Waldbrandes thätig waren."

„Aber wenn andre ihn auch gesehen haben, warum soll ich's denn gerade sein, die ihm begegnet ist?" fragte sie schlau.

„Weil diese Leute nicht bekannt sind . . . Arbeiter, Taglöhner, die man erst ausfindig machen müßte, während Sie hier ansässig sind, eine bekannte, anständige Frau!"

Die „anständige Frau" hatte Armand einige Ueberwindung gekostet, aber was thut man nicht, um seinen Zweck zu erreichen.

„Das begreife ich," bemerkte Karoline. „Es wäre freilich ein großes Glück für den armen Herrn Grésil, wenn ich ihm begegnet wäre! Schade, daß es nicht der Fall war."

Sie blickte mit kindlicher Unbefangenheit zu dem jungen Mann auf, der ihr mit Vergnügen den Hals umgedreht hätte.

„Besinnen Sie sich doch darauf," versetzte er, sich zur Ruhe zwingend. „Sie haben ja keinen Grund, Grésil zu zürnen."

Ein spöttischer Blick zuckte in Karolinens Augen auf. Noch fühlte sie an ihrer Schulter den rauhen Griff, womit er sie geschüttelt hatte, noch lag ihr der Klang seiner verächtlichen Worte in den Ohren, noch empfand sie die Angst vor dem Feuertod in der Heide, und welche Gelegenheit zur Rache wurde ihr geboten! So bequem, so einfach, sie durfte ja nur schweigen!

„Da haben Sie ganz recht, Herr Armand," sagte sie, „wie käme ich dazu, dem armen Herrn Grésil böse zu sein? Aber ihm zuliebe den Herren vom Gericht ein Geschichtchen

erzählen, woran kein wahres Wort wäre, kann ich doch auch nicht! Das heißt man, glaube ich, falsches Zeugnis ablegen!"

So arglos diese Augen auch zu blicken versuchten, Armand sah doch die Bosheit darin blitzen, und bald sollte ein weiterer Kniff ihm Einsicht in Karoline Brichols Gutherzigkeit gewähren.

„Ich begreife ja wohl, daß Sie so an ihm hängen," fuhr sie fort. „Das geschieht schon der Fräulein Braut wegen! Man sagt ja, sie hätte ihn als Kind all ihren andern Spielkameraden vorgezogen, sogar Ihnen, Herr Armand. Das ist natürlich mit den Jahren anders geworden, aber von so einer Kinderliebe bleibt immer etwas zurück . . . man sieht's ja daran, daß Sie sich solche Mühe für ihn geben! Ja, ja, das hat seinen guten Grund, aber ich habe keinen, dem Gericht etwas vorzulügen, das sehen Sie doch ein?"

„Sie haben eine böse Zunge, Frau Brichol," versetzte Armand, zwar äußerlich ruhig, aber innerlich bebend. „Etwas vorsichtiger sollten Sie doch sein . . . vielleicht sind Sie selbst nicht so sicher vor Gerede . . ."

„Aber Herr Armand, da thun Sie mir unrecht! Ihr Herr Vater, der kannte mich besser, denn er war immer sehr gütig gegen mich."

Es war ein frecher, schamloser Blick, den sie jetzt auf den jungen Mann warf, der mit einer stummen Verbeugung auf die Thüre zuschritt. Sie lief ihm nach, begleitete ihn bis zur Treppe und rief mit schmetternder Stimme, daß es wie eine Fanfare durchs ganze Haus tönte: „Schönen Dank für Ihren Besuch, Herr Loysel! Mein Mann wird sehr bedauern, daß er nicht auch das Vergnügen hatte!"

Damit kehrte sie zu ihren Kanarienvögeln und ihrem Sonntagskleid zurück, während Armand von Zorn und Ekel erfüllt eiligen Schrittes nach Hause ging.

Achtes Kapitel.

Berthilde wurde allmählich sehr schweigsam. Stundenlang saß sie mit einer Handarbeit bei Armands Mutter, aber sie machte keine Versuche mehr, ihr Teilnahme für die Außenwelt abzugewinnen, sondern schien selbst in Gedanken versunken zu sein.

Frau Loysel schwieg ebenfalls. Ohne ein Wort darüber zu verlieren, hatte sie die Führung des Haushalts dem jungen Mädchen überlassen, dessen Anordnungen Armand den Dienstboten übermittelte. Keine von den zierlichen Handarbeiten, die sonst ihre Freude gewesen waren, wurde berührt; sie schrieb auch keinen Brief, schien jede Thätigkeit aufs Aeußerste beschränken zu wollen, und doch war es klar, daß ihr Geist sich in rastloser Arbeit verzehrte. Ohne Unterlaß beschrieb der Daumen ihrer rechten Hand auf dem schlichten Trauerkleid Linien und Kreise, gerade als ob die verschlossene Seele sich in einer geheimnisvollen Schrift offenbaren wollte. Die von Nachtwachen, nicht von Thränen geröteten starren Augen verfolgten ein Traumgesicht, das immer zu verschwimmen schien, wenn sie den Blick fest darauf heftete.

„Sie sieht etwas," dachte Berthilde öfters. „Sie sieht etwas und es entschwindet ihr immer wieder ... was mag es nur sein?"

Sobald Frau Loysel sich in dieser Weise beobachtet fühlte, raffte sie sich auf. Sie verlangte dann nach Büchern und hielt sie unverwandt vors Gesicht, aber Berthilde wußte wohl, daß sie die Blätter umdrehte, ohne das Geringste von ihrem Inhalt in sich aufzunehmen.

„Woran sie nur denken mag?" fragte sich Berthilde nicht ohne ein Gefühl des Grauens vor diesem leeren Blick, der dem ihrigen ängstlich auswich.

Der wiederholt befragte Arzt erklärte diese Zustände für unbedenklich und versicherte, die Witwe werde allmählich von selbst zu ihren früheren Gewohnheiten zurückkehren, allein sie verharrte äußerlich wenigstens in gänzlicher Teilnahmlosigkeit.

Ein paarmal wagte Berthilde von Vorgängen zu sprechen, die sich lange vor der Katastrophe ereignet hatten, aber ein ärgerliches Aufblicken war alles, was sie zur Antwort erhielt.

„Findest du die Mama nicht sehr seltsam?“ fragte Berthilde eines Abends ihren Verlobten, während sie sich zum Nachhausegehen fertig machte.

„Gewiß ... höchst seltsam ... und doch erklärt der Arzt aufs bestimmteste, sie sei nicht geistig gestört“

„Ich meine immer, wenn man sie zum Weinen bringen könnte ... ist es nicht unnatürlich, daß sie in diesen vier Wochen noch keine Thräne vergossen hat?“

„Unnatürlich und beängstigend,“ stimmte Armand bei, ohne seine Braut anzusehen.

„Du hast nie versucht, ihr Thränen zu entlocken?“

„Geradezu, nein ... und auf Umwegen ist es mir nicht gelungen, und doch glaube ich auch, daß es das Beste wäre ... oder wenigstens das Natürliche. Ach!“ setzte er aufstöhnend hinzu, „wir leben hier wie in einem bangen Traum!“

„Kein Wunder!“ sagte Berthilde mit so innigem Mitleid, daß ihm die Augen feucht wurden. „Naturgemäß ist es sicher nicht, in einem Haus zu leben, wo ein Verbrechen geschehen und alles in Geheimnis gehüllt ist.“

Sie hatte ihren Schleier geknüpft, aber statt zu gehen, starrte sie auf eine Zeitung, die unter der Hängelampe lag.

„Armand ... mein armer Armand ...“ sagte sie leise. „Ich muß fort, aber mein Herz bleibt bei dir.“

Er gab erst keine Antwort, dann brach er mit kaum verhaltener Leidenschaftlichkeit in die Worte aus: „Es ist gräßlich! Es ist abscheulich! Immer im Dunkel tappen, nichts ahnen, nichts vermuten, nichts entdecken können! Die Gewißheit haben, daß eine Hand die Waffe geführt, ein Gehirn die That ersonnen hat, und nicht wissen, wessen Hand, wessen Kopf es war! Dabei Grésil gefangen wissen; wissen, daß es Leute gibt, die ihn aus Dummheit oder Bosheit anklagen; denken müssen, daß er unschuldig verurteilt wird, wenn keine Hilfe kommt ... siehst du, Berthilde, manchmal ist mir's, als ob i ch den Verstand verliere!“

„Armand!“ flüsterte sie, von Ton und Blick erschreckt. „Vergiß nicht, daß ich dich liebe!“

„Ach! Wenn deine Liebe nicht wäre, dann ... o Berthilde! Ich bin doppelt verwaist! Mein Vater ist tot, und meine Mutter hat kein Gefühl mehr für mich.“

Schluchzend verbarg er sein Gesicht in den Händen.

„Du thust ihr unrecht!“ sagte Berthilde sanft. „Hat sie nicht gesagt, daß sie deinetwegen weiterleben wolle?“

„Wenn sie mich lieb hat, weshalb entfremdet sie sich uns mit jedem Tag mehr und mehr?“

„Der Schmerz hat sie so verwandelt ...“

„Seltsam, wenn uns der Schmerz unsern Lieben entfremdet.“

Er ging hastig im Zimmer auf und ab.

„Du mußt Geduld mit mir haben, Berthilde, und mir verzeihen, daß ich dir nicht begegne, wie ich sollte. Du bist ganz Selbstverleugnung und Mitgefühl ... ich dagegen ... ich denke nur an mein Unglück ... aber du ahnst auch nicht, wie ich darunter leide.“

„Doch, ich weiß es,“ versetzte sie so ernst, daß er zusammenschreckte und sich hinabbeugte, um ihr in die Augen zu sehen. Sie zog seinen Kopf vollends herunter und drückte ihre Lippen auf seine fieberhaft glühende Stirne.

„Mein armer Armand! Ich bin dir nah in allen Nöten des ganzen Lebens,“ sagte sie leise.

Am Tag darauf erteilte Berthilde dem Kutscher den Befehl, wie sonst nach dem Ziel der gewohnten Spazierfahrt zu fahren, aber auf einem andern Weg zur Stadt zurückzukehren. Frau Loysel hatte nicht darauf geachtet; als der Wagen jetzt aber plötzlich hielt, blickte sie betroffen um sich.

„Wo sind wir denn?“ stieß sie hastig heraus. „Nein, Berthilde, hierher will ich nicht ... ich will nicht ...“

„Ich habe mit dem Friedhofaufseher zu sprechen,“ versetzte das junge Mädchen unerschüttert. „Verzeih, daß ich dir nicht vorher sagte, wir würden hierher fahren ... ich nahm an, du werdest es am Ende gar nicht bemerken.“

Berthilde stieg aus; Frau Loysel aber drückte sich, das tief verschleierte Antlitz auf die Brust gesenkt, scheu in die Wagenecke.

„Alles ist in Ordnung gebracht,“ sagte Berthilde, nach

kurzer Zeit an den Wagenschlag tretend. „Willst du dich nicht selbst davon überzeugen, Mama?“

Frau Loysel zog sich noch weiter zurück und schüttelte verneinend den Kopf.

„Es wäre aber auch der Welt gegenüber besser, Mama,“ drängte Berthilde. „Der Friedhofaufseher hat mich eben gefragt, weshalb denn die Witwe nie komme. Ich versichere, dich, Mama, es wird dir nur wohlthun.“

Ohne ein Wort zu verlieren, stieg Frau Loysel aus. Berthilde, die ihr die Hand bot, fühlte, wie sie zitterte.

„Komm, Mama!“ flüsterte sie zärtlich, indem sie ihr den Arm gab.

Mit wenigen Schritten hatten sie das Familiengrab mit der vergoldeten Namensinschrift: „Loysel—Brunet“ erreicht, ein recht alltägliches Grabmal, das keinerlei persönlichen Geschmack verriet. Es lagen schon viele Tote darin. und auch der Notar war jetzt hier beigesetzt worden. Nichts sprach von dem neuen Ankömmling, als die verhältnismäßig noch frischen Totenkränze und ein Strauß frischer Blumen,

„Man hat alles wieder in Ordnung gebracht,“ sagte Berthilde, auf die Grabplatte deutend. „Armand läßt alle zwei Tage frische Blumen darauf niederlegen.“

Frau Loysel blickte trockenen Auges auf den Grabstein und las unter den ihr längst bekannten Namen die neue Inschrift:

Aimé Loysel

mit Jahreszahl der Geburt und des Todes.

So rasch, daß Berthilde es kaum wahrnahm, wandte sie sich um und floh wie ein gehetztes Wild nach dem Wagen zurück. Auf der Heimfahrt wechselten die beiden kein Wort, und dieser Friedhofsbesuch wurde nie zwischen ihnen erwähnt, auch erfuhr Armand nichts davon.

Am selben Tage noch ging Berthilde allein in die Bibliothek und trat nach kurzem Zögern in das Arbeits- und Sterbezimmer des Notars. Das große und hohe Gemach war in bester Ordnung, nur auf dem umfangreichen Mahagonischreibtisch lag eine dünne Staubschicht. Die gerichtlich aufgesetzten Siegel hoben sich als rote Tupfen von den Möbeln ab, sonst war alles wie zu Lebzeiten des Notars, alle die kleinen Gebrauchs- und Ziergegenstände befanden sich an Ort und Stelle.

Berthilde sah nach den geschlossenen Fenstern hin; die Rollvorhänge waren heruntergelassen und hielten die Sonne, doch nicht die Tageshelle ab. In der tiefen Stille, die sie umgab, hörte sie ihr eigenes Herz schlagen, und es schlug so bänglich, als ob sie selbst ein Verbrechen begehen wolle.

Langsam ging sie durchs ganze Zimmer, besichtigte die Wände und den Teppich. In dem großen Spiegel über dem Kamin erblickte sie ihr eigenes Bild fast mit Entsetzen ... Wer auch der Mörder sein mochte, dieser Spiegel hatte im Augenblick, als er den Revolver abfeuerte, sein Bild zurückwerfen müssen. Aber Spiegelglas hält die Bilder, die es zeigt, nicht fest.

„Nichts!“ sagte Berthilde leise vor sich hin. „Keine Spur! Wir werden nie erfahren, wer der Mörder war, und ein Unschuldiger wird an seiner Stelle leiden.“

Zögernd, mit innerem Widerstreben, riß sie sich vom Schauplatz der blutigen That los, sorgfältig die Thür hinter sich zuziehend. Mit einemmal blieb sie stehen und kehrte noch einmal in das geheimnisvolle Sterbezimmer zurück. Sie zog ein langes Haar aus ihrer blonden Flechte und wickelte es so leicht um die innere Thürschnalle, daß es beim Oeffnen unfehlbar herunterfallen mußte.

„Daß die Dienstboten den Raum nicht betreten, ist sicher,“ dachte sie, „und Armand sagt mir ja, ob er da war oder nicht.“

Halb mit Reue, halb mit Groll im Herzen stieg sie die Treppe hinauf, ging aber nicht wie sonst zu Frau Loysel, sondern setzte sich mit einem Buch ins Wohnzimmer.

Noch eine Woche verstrich; der November nahte heran. Der „Fall Grésil“ stand als einer der ersten auf der Tagesordnung des Schwurgerichts; die ganze Stadt nahm mit Leidenschaft daran teil. Man war sehr verschiedener Meinung; der Notar hatte nach seinem Tod mehr Feinde, als er zu Lebzeiten geahnt haben mochte. Die heftigsten darunter nahmen keinen Anstand, ihn einen Komödianten zu nennen und sich gelegentlich zu der Aeußerung zu versteigen, auch sein Tod sei Komödie, und er lebe vielleicht irgendwo in Amerika. Andre, etwas maßvollere Naturen neigten zu der Annahme eines Selbstmordes und fanden jedenfalls, daß die Witwe und der Sohn wohl daran gethan hatten, diese Lesart gelten zu lassen.

„Bei dem Prozeß wird jedenfalls viel Schmutz aufgerührt," hieß es allgemein. „Hätte man die Sache lieber mit Stillschweigen bedeckt."

Wieder andre erklärten Grésils Verhaftung für einen Angriff gegen die öffentliche Sittlichkeit. Ein Land, dessen Bürger ohne jeden Beweis des Mordes bezichtigt werden könnten, müßte zu Grunde gehen. Der große Haufe indes sah dem Urteil der Geschworenen nur mit jener grausamen Neugierde entgegen, die eine ungesunde Frucht überreizter Phantasie ist. Ein Verbrechen war geschehen, also wollten sie auch einen Verbrecher haben; ob Grésil oder einen andern, das galt ihnen gleich.

Berthilde wurde von Tag zu Tag reizbarer und unruhiger; ihre Tante wagte kaum noch, mit ihr zu sprechen; nur ihrem Verlobten begegnete sie mit immer gleicher Sanftmut, ihm zeigte sie nur die Weichheit ihrer von Angst gefolterten Seele. Das that auch not, denn der junge Mann war in einem fürchterlichen Zustand. Die ausschließliche, unaufhörliche Beschäftigung mit einem und demselben Gedanken raubte ihm jede Möglichkeit, die schwere Last seiner Seele abzuschütteln. Die Verlobten sprachen wenig miteinander, ja es war fast, als ob sie sich absichtlich gegenseitig mieden, bis auf kurze Augenblicke, wo sie in einem Händedruck die tröstliche Gewißheit fanden, daß ihre Liebe durch alles Leid nicht getötet werden könne.

„Ich gehe morgen nach Salvagnat," sagte Frau Loysel eines Abends.

Armand blickte von seiner Zeitung auf.

„Bei dieser Kälte, Mama! Daran ist ja nicht zu denken . . ."

„Ich werde dennoch gehen," wiederholte sie kurz. „Clermont ist mir unerträglich."

Salvagnat war ein Meierhof in den Bergen, wohin sich Frau Loysel oft vor der Sommerhitze geflüchtet hatte. Sie besaß dort ein bescheidenes Landhaus und einen Garten, die von einem Bauern und seiner Frau in Stand gehalten wurden.

„Morgen beginnt die vierzigtägige Seelenmesse für den Vater," machte Berthilde geltend. „Du kannst nicht umhin, ihr beizuwohnen, Mama."

Frau Loysel preßte die Lippen aufeinander und schwieg.

„Gewiß werden wir alle drei der Messe beiwohnen,“ erklärte Armand gebieterisch.

„Gut, dann werde ich nach der Messe abreisen,“ entgegnete die Mutter. „Ich will fort.“

Fünf Minuten darauf erhob sie sich, berührte ihres Sohnes und Berthildes Stirn flüchtig mit den Lippen und verließ das Zimmer. Die Verlobten saßen sich schweigend gegenüber.

„Berthilde!“ sagte Armand mit leiser Stimme.

Das junge Mädchen legte die Hand auf seine Schulter.

„Ich habe nichts auszurichten vermocht für den armen Grésil,“ sagte er tonlos. „Von den Leuten, die beim Löschen des Waldbrandes mithalfen, haben ihn viele gar nicht bemerkt, andre nicht wiedererkannt . . .“

Die hilfreiche Hand ruhte immer noch warm und innig auf seiner Schulter.

„Berthilde,“ flüsterte er, sich herabbeugend, „ich kann nicht mehr! Ich wage nicht mehr . . . ach! wenn du ahnen könntest, was ich fürchte!“

Er machte sich von ihr los, setzte sich an den Tisch und legte wie ein Kind, das der Schmerz überwältigt, seinen Kopf darauf.

„Ich weiß es,“ erklang es ganz leise an seinem Ohr.

„Du weißt es?“ stammelte er schaudernd. „Was weißt du?“

„Ich weiß, wovor du zitterst . . . ich denke dasselbe wie du.“

„Das ist unmöglich!“ rief er mit einem forschenden Blick in ihre Augen. „Du kannst nicht wissen, was ich denke, was mich seit Wochen nicht mehr denken, nicht mehr schlafen, nicht mehr leben läßt . . .“

„Ich weiß es, mein Liebster, mein Aermster, du mein Alles! Ich bin gewiß . . . versteh' mich wohl . . . ich bin gewiß, daß es so ist!“

„Und liebst mich . . . trotzdem?“ sagte er gedemütigt und doch erleichtert.

„Was wäre ich, wenn ich dich nicht noch inniger liebte?“

Mit kraftlosem Arm umschlang er sie und drückte sie an sein Herz.

„Ich habe dich! Die beste, zuverlässigste, großmütigste aller Frauen! Ich bin nicht allein auf der Welt, kein Paria, kein Verfluchter ...“

Die Seligkeit, dieses reine, tapfere Geschöpf mit Leib und Seele sein eigen zu nennen, kam ihm fast schmerzhaft zum Bewußtsein.

„Liebste ...“ begann er, in die Wirklichkeit zurückkehrend, „ich glaube, daß ich dich nicht recht verstanden habe ... und es aussprechen ... das kann ich nicht!“

„Laß mich dir etwas erzählen! Ich hatte eins meiner Haare, ein blondes Haar, um die innere Thürschnalle jenes ... Zimmers ... unten, du weißt doch! ... geschlungen ...“

Er nickte, zum Zeichen, daß er sie verstanden habe.

„Ich wollte wissen, ob irgend jemand es von der Bibliothek aus betrete. ... Du gehst doch nicht hinein?“

„Nein. So oft ich geschäftehalber hineingehen mußte, geschah es vom Vorplatz aus.“

„Das wußte ich, und ... nun ja, am nächsten Morgen sah ich mein Haar auf dem schwarzen Kleid ...“

Er machte eine Bewegung, als ob er ihr Schweigen gebieten wollte, und sie verstummte.

„Sprich weiter!“ sagte er alsbald.

„Ich sah nach ... da unten ... mein Haar war nicht mehr dort ...“

„Das beweist nichts!“ warf er ein.

„Warte nur! Dann fragte ich sie: ‚Wird das Arbeitszimmer des Notars auch gelüftet?‘ Sie wurde kreideweiß und gab mir zur Antwort: ‚Ich weiß es nicht.‘ ‚Aber man betritt es doch zuweilen?‘ fuhr ich fort. Sie kehrte mir den Rücken zu und gab keine Antwort. Dann ging ich ins Wohnzimmer und nahm ein Buch zur Hand. Nach einer Weile schlich sie ganz leise die Treppe hinunter und ging in das Zimmer ... ich stand oben, sah sie herauskommen, zog mich aber schnell zurück. Bald darauf kam sie ins Wohnzimmer, wo ich nun wieder saß, und bemerkte so beiläufig: ‚Du hast ganz recht, man muß die Leute anweisen, das Zimmer ... das Zimmer, wovon du sprachst, in Ordnung zu halten. Ich traue mich nicht hinein ... ich fürchte, es könnte meine Nerven zu sehr erschüttern; aber das ist kein Grund, die

Ordnung zu vernachlässigen.' Damit ging sie hinaus.... Ach Armand! Warum hat sie mir eine Unwahrheit gesagt?"

Er hielt das Haupt gesenkt und schwieg.

„Ich weiß auch, was du jetzt denkst... warum ich ihr auflauere, warum ich ihr eine Falle gestellt habe? Ach Armand! Ich gebe dir ja recht... es sieht unzart, unkindlich aus... aber das Leben eines Unschuldigen hängt daran!"

„O mein Gott! Als ob ich das nicht nur zu wohl wüßte!... Berthilde... es wäre zu gräßlich... wir müssen uns getäuscht haben... es kann ja nicht sein!"

Sie gab keine Antwort.

„Warum hätte sie's thun sollen? Sie betete ihn an."

„Ja," sagte das junge Mädchen bedächtig, „sie hat ihn angebetet... hat ihn wahnsinnig geliebt!..."

„Nun... und?"

„Darin liegt für mich auch das Rätsel. Hier herrscht ein Geheimnis, das wir vielleicht nie ergründen werden."

„Berthilde," sagte er flehend, „es kann ja nicht sein... sag doch, daß es nicht sein kann!"

Sie gab ihm keine Antwort.

„Wie kamst du denn auf den Gedanken?" fragte er angstvoll, flüsternd.

„Das weiß ich selbst nicht recht.... Daß sie nie von ihm spricht, fiel mir zuerst auf... ich finde es unnatürlich... und dann... daß sie alle Bilder von ihm weggenommen hat..."

„Ja, das ist seltsam. Und doch..."

Er stand erregt auf.

„Nein!" rief er heftig. „Es kann nicht sein! Ich will nicht!"

Berthilde rührte sich nicht; er trat mit verhaltenem Groll zu ihr.

„Mit welchem Recht beobachten, verdächtigen, verklagen wir eine Frau, die bisher die beste Gattin, die beste Mutter war... meine Mutter? Es ist abscheulich!"

Er ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab; Berthilde hörte ihm schweigend zu, war aber tief erschüttert.

„Es ist abscheulich!" rief er noch einmal, vor seiner Braut stehen bleibend.

„Ja . . . abscheulich!“ wiederholte sie, äußerlich ruhig. „Ich kann mich ja auch getäuscht haben . . . Armand . . . wenn dem so ist, bitte ich dich von ganzem Herzen um Verzeihung.“

„Ach nein!“ sagte er, ihre Hand ergreifend. „Nein, nein, Berthilde! Ich habe deine Verzeihung nötig. . . .“

Er sah so hilflos, so todunglücklich aus, daß es ihr fast das Herz zerriß.

„O mein Liebster! Wie gern ginge ich in den Tod, wenn ich dir diesen bitteren Kelch dadurch ersparen könnte!“

Noch einmal drückte er die Hand, die so vertrauend in der seinen ruhte, dann ließ er sie frei.

„Was sollen wir beginnen?“ fragte er mutlos.

„Armand . . . Grésils Großmutter muß mit ihr sprechen. Sie wird ihr Dinge sagen, die wir nicht einmal andeuten können. . . .“

„Wer will sie dazu bewegen, die alte Frau aufzusuchen?“

„Die alte Frau soll *sie* aufsuchen! Ueberlaß das mir; nur steh mir zur Seite, wenn's nötig wird.“

„Ich werde immer an und auf deiner Seite sein.“

Am andern Morgen um sieben Uhr wohnte Frau Loysel mit ihren Kindern der Seelenmesse für den Verstorbenen bei, die im Dome gelesen wurde. Die Kirche war zu so früher Stunde fast leer, aber als Frau Loysel, eingehüllt in ihre Kreppschleier, nach dem Gottesdienst hinaustrat und die Stufen zu einem mit Bäumen bepflanzten Platze hinabstieg, waren doch etliche Bettler versammelt, die ihr die Hände entgegenstreckten, und hinter diesen bemerkte sie eine alte Frau in einem Rollstuhl, die ihrer zu harren schien. Berthilde trat rasch auf diese zu und lenkte den Rollstuhl derart, daß eine Begegnung unvermeidlich war.

„Mama,“ sagte das junge Mädchen, „Frau Grésil will dich durchaus sprechen; du wirst ihr wohl Gehör schenken!“

Der Platz war fast menschenleer; einige Arbeiter gingen rasch vorüber, ein paar fromme Seelen eilten in die Kirche. Armand führte seine Mutter am Arm.

„Hier kannst du ungestört mit ihr reden,“ bemerkte Berthilde, den Fahrstuhl nach einer seitwärts stehenden Bank rollend.

„Frau Loysel sah scheu zur Seite, offenbar gewillt, dieser

Unterredung auszuweichen; doch ihr Sohn schien dieses Gespräch ebenso selbstverständlich zu finden wie Berthilde, und so ließ sie sich denn zu der Bank führen. Die ersten Sonnenstrahlen glitten fröhlich über das schwarze Mauerwerk des Domes hin, das welke Laub der Platanen bildete einen farbenprächtigen Fußteppich.

„Gnädige Frau,“ begann die Gelähmte, als die jungen Leute abseits getreten waren, „nur ein sehr dringender Grund konnte mich aus meiner Stube herauslocken . . . ich habe längst gedacht, ich würde sie nur noch im Sarge verlassen. . . . Sie sind von jeher sehr gut gegen mich gewesen . . . und Sie wissen's ja . . . mein Enkelsohn ist als Mörder angeklagt. Sie sind ja nicht gezwungen, mir recht zu geben, aber ich frage Sie aufs Gewissen, Frau Notar: Halten Sie meinen Ludwig, den Sie als kleines Kind, als Schulknaben und als braven Soldaten gekannt haben, halten Sie ihn für fähig, ich sage nicht einmal den Herrn Notar, sondern irgend einen Menschen umzubringen?“

Frau Loysels Hände zuckten unruhig unter dem großen Kreppschleier, aber kein Wort kam von ihren Lippen.

„Sie wissen's fast so gut wie ich, daß mein Enkelsohn kein Mörder sein kann, warum sagen Sie's nicht? Als er ins Gefängnis mußte für Prügel, die er auch nicht ausgeteilt hatte, da schwieg Ihr verstorbener Mann auch . . . lieber als ein Wort zu sagen, hat er ihn verurteilen lassen . . . nun, das war seine Sache, und er steht jetzt vor einem höheren Richter, der sich nichts vormachen läßt . . . aber Sie, Frau Notar, wollen Sie meinen Enkel auch verurteilen lassen, ohne ein Wort für ihn einzulegen?“

Die Witwe machte eine Bewegung, als ob sie aufstehen und davoneilen wollte, aber Berthilde und Armand vertraten ihr scheinbar zufällig den Weg. Sie blieb also.

„An Ihnen ist's, einen Ausweg zu suchen, gnädige Frau,“ fuhr die Alte mit der Zähigkeit des Landvolks fort. „Mein Enkelsohn kann ja seine Unschuld nicht beweisen! Schlechte Leute sorgen beizeiten für Zeugen, die ihnen helfen; aber wie sollte ein unschuldiger Mensch an so etwas denken? Wenn Sie ihn aber nicht für schuldig halten . . . und Sie können ihn nicht dafür halten! . . . so ist's Ihre Pflicht und Schuldigkeit, ihn in Schutz zu nehmen! Sie müssen Zeugnis ab-

legen für ihn, Frau Notar! Und das genügt noch nicht; Sie müssen den wahren Schuldigen suchen, und zwar da suchen, wo er ist!"

Die Augen der Witwe hefteten sich forschend und doch hochmütig auf die Greisin.

„Ja, da, wo er ist!" wiederholte sie. „Und er oder sie, denn es kann ja auch eine Frau sein ... warum schauen Sie mich so verwundert an? Das ist wohl möglich! ... er oder sie ist nicht weit von hier. Der Herr Notar hatte die Weiber gern ... nur nicht böse werden, gnädige Frau! Sie müssen die Wahrheit hören, und Ihre Kinder können Ihnen die nicht sagen, aber ich, die ich meinen Enkelsohn retten muß, ich kann und muß reden! Ja, der Herr Notar hatte die Weiber gern, und wenn sie ihm nur zu willen waren, kam's ihm auf den Stand nicht an. Vor uns geringen Leuten nimmt man sich nicht in acht, man braucht uns auch hie und da ... manchmal ohne daß wir's merken ... und deshalb erfahren wir so manches. Der Herr Notar hat um einer Liebesgeschichte willen sterben müssen, gnädige Frau, und wenn Sie ein richtiges Frauenherz haben, so werden Sie den Mörder ausfindig machen, und wenn Sie ein Mutterherz haben, so werden Sie sich meines armen Jungen erbarmen. ..."

Die Stimme der Alten versagte, Frau Loysel nickte ihr grüßend zu und wollte sich entfernen, die zitterigen Hände hielten aber ihr Kleid fest.

„Haben Sie noch ein wenig Geduld! Ich bin alt, und ob ich in Frieden oder in Verzweiflung sterbe, daran liegt am Ende nicht viel; aber bedenken Sie das eine: wer mein Kind unschuldig verurteilen läßt, wird keine Ruhe mehr finden, jeden Tag seines Lebens wird er denken müssen, daß ein Unschuldiger Unrecht leidet, und daß eine alte Frau, die keinem Menschen Uebles wollte, in ihrem letzten Stündlein den Richter unser aller um Gerechtigkeit angefleht hat ... der Gedanke, vor ihm zu erscheinen, wird Ihnen das Sterben sauer werden lassen, Frau Notar, falls Sie jetzt der Ungerechtigkeit nicht wehren. Um Ihres Mannes Seele zu erlösen, bedürfte es schon der Buße ... wie wird es erst werden, wenn selbst nach seinem Tode seine Vergehen auf Unschuldige gewälzt werden?"

Die Gestalt der Witwe erbebte, mit scheuen Blicken sah sie zu dem herantretenden Sohn auf.

„Suchen Sie den Mörder Ihres Mannes, Frau Notar,“ wiederholte die Greisin. „Gönnen Sie sich keine Ruhe, schieben Sie nichts auf, denn keins von uns weiß, wann es abberufen wird. Ich möchte kein unschuldiges Blut auf dem Gewissen haben und wünsche Ihnen diese Last auch nicht. Auf dieser Welt sehen wir uns schwerlich wieder, Frau Notar! Sorgen Sie, daß die arme alte Frau Ihnen beim Wiedersehen in einer andern Welt danken kann!“

Frau Loysel neigte den Kopf und hängte sich an den Arm ihres Sohnes, der sie schweigend wegführte. Berthilde winkte ein kleines Mädchen herbei, das Frau Grésils Rollstuhl führen sollte, und folgte den Ihrigen.

Zu Hause ging die Witwe gleich auf ihr Zimmer, schloß sich ein und kam erst um zehn Uhr wieder zum Vorschein, als der Wagen bereit war, sie nach Salvagnat zu bringen.

Neuntes Kapitel.

In der Woche darauf wurde der Mord des Notars vor dem Schwurgericht verhandelt. Der Saal war zum Ersticken voll, obwohl die Verhandlung eigentlich gegenstandslos war. Der Angeklagte verneinte seine Schuld, Beweise für oder gegen ihn fehlten. Wie immer in solchen Fällen fanden sich zwar ein paar Zeugen, die ihn in der Nähe des Hauses gesehen zu haben „glaubten“, „gewiß“ konnten sie es aber nicht sagen, das war alles. Karoline Brichol, die Grésils Anwalt als Zeugin benannt hatte, wußte überhaupt nicht, was man von ihr wolle, und wovon die Rede sei, und ihr Auftreten machte einen für Grésil ungünstigen Eindruck.

Armand sprach sich mit Wärme und Ueberzeugung zu seinen Gunsten aus und klagte die Behörden an, einen Wehrlosen auf leere Worte hin vor Gericht gestellt zu haben. Dieses Verhalten erregte allgemeinen Unwillen und man

fand es vom Sohn des Ermordeten geradezu schamlos, für den Angeklagten einzutreten. Mit gebrochenem Mut, von machtloser Wut erfüllt, berichtete er seiner Braut vom Verlauf der Sitzung.

„Ich werde noch wahnsinnig!" stöhnte er. „Die Schande und der Zorn erdrücken mich! Nächstens weiß ich selbst nicht mehr, was denken! Wenn Grésil verurteilt wird, verlasse ich Frankreich . . ."

„Mit mir!" sagte Berthilde einfach.

„Nein, ohne dich! Ich hätte nie den Mut, dich an einen verbitterten, verzweifelten Menschen zu ketten! Allein will ich fort . . . in die Fremde."

Berthilde schüttelte ruhig den Kopf; daß sie ihn nicht verlassen würde, stand ja fest.

„Hast du Nachricht von Salvagnat?" fragte er dann.

„Keine! Und dieses Schweigen ist mir unheimlich. . . . Heute ist es zu spät, aber morgen fahre ich hin."

„Mit mir?"

„Nein, ohne dich. Ich muß vor der Schwurgerichtssitzung zurück sein. . . . Armand, wenn ich mich täuschte, wenn ich dich irrigerweise in dem Gedanken bestärkte, der dich zur Verzweiflung bringt, Armand, dann bin ich deiner Verzeihung bedürftig, bin deiner kaum mehr wert!"

Ein gelblicher Streifen im Osten des bewölkten Himmels kündete kaum den Tag an, als Berthilde in einem geschlossenen Wagen Clermont verließ. Der Weg führte bergauf durch Laubwald, der noch herbstliche Färbung zeigte. Bald war Salvagnat erreicht, und das Rollen der Räder lockte in dem abseits stehenden kleinen Wirtschaftsgebäude eine blasse, verhärmte Frau ans Fenster. Kaum hielt der Wagen, so stand sie auch schon an der Hausthüre.

„Mein Sohn?" fragte sie in atemloser Spannung.

„Er ist wohl," versetzte Berthilde ruhig. „Seinetwegen möchte ich mit dir sprechen. . . ."

„Komm!" sagte Frau Loysel.

Ihr Zimmer im ersten Stock, das einzig bewohnbare im Hause, war klein. Die weiß getünchten Wände, eine eiserne Bettstelle, drei Stühle und ein Tisch, Frau Loysel in ihrem schlichten schwarzen Kleid, das alles machte den Eindruck, als ob man eine Klosterzelle betrete.

„Heute werden die Geschworenen das Urteil über Grésil fällen," begann Berthilde, als sie sich nach flüchtiger Umschau auf den ihr angewiesenen Stuhl gesetzt hatte.

Frau Loysel bewegte unruhig die Hände; das junge Mädchen bemerkte, daß sie den Trauring abgelegt hatte.

„Es wird auf schuldig lauten, denn außer der Armands ist keine Stimme für Grésil laut geworden. Das ist ein Justizmord, der dem, der ihn zuläßt, schwer auf der Seele lasten wird. Ein Tag wird kommen, wo der wahre Schuldige freudig sein Leben und mehr als sein Leben dransetzen möchte, ihn ungeschehen zu machen ... dann wird es zu spät sein ..."

„Weißt du denn, daß dieser Mensch vorhanden ist?" fragte die Witwe.

„Ja, das weiß ich," erwiderte das junge Mädchen, den Blick aufs Fenster geheftet, durch das die Morgenröte hereinbrach.

„Wenn du ihn kennst, weshalb machst du keine Anzeige?"

„Das ist unmöglich," sagte Berthilde langsam.

„Du würdest also den jungen Menschen verurteilen lassen mit der Ueberzeugung, daß ein andrer die That begangen hat, und diesen andern nicht angeben?"

„Es gibt Dinge," versetzte Berthilde gesenkten Hauptes, „die uns bitterer sind als der Tod, und die wir doch ertragen lernen müssen. Ja, ich würde ihn verurteilen lassen! Den Schuldigen nennen kann ich nicht ... er müßte es selbst thun."

Frau Loysel seufzte.

„Nur im Geständnis fände er ja Ruhe," fuhr Berthilde fort. „Das Geständnis reinigt die Seele von Schuld, indem die verdiente Buße geleistet wird. Darum sind auch alle, die da wissen, welche Selbstüberwindung ein Geständnis kostet, des Mitleids voll für die reuige Seele."

„Meinst du?" fragte Frau Loysel, ohne aufzusehen.

„Ich weiß es gewiß! Armand weiß es auch ..."

„Armand!" sagte die Witwe leise vor sich hin. „Mein armer Armand ... um seinetwillen bin ich am Leben geblieben ... ich bereue es jetzt ... mein Tod hätte allem ein Ende gemacht."

„Nein, Mama . . . die Anklage hätte den Unschuldigen zermalmt, während er jetzt noch gerettet werden kann.“

Frau Loysel stand auf; ihre Gestalt reckte sich.

„Ich weiß nicht, weshalb wir von so unseligen Dingen sprechen, liebes Kind!“ warf sie hin. „Du wolltest dich doch nach meinem Befinden erkundigen? Sage Armand, die Ruhe hier oben sei mir wohlthuend, ich wolle hier in Frieden leben, bis mich selbst das Bedürfnis anwandle, nach Clermont zurückzukehren.“

„In Frieden? Du lebst in Frieden?“ fragte das junge Mädchen aufstehend. Sie stellte sich mit dem Rücken gegen das Fenster, und das Licht der eben durchs Gewölk brechenden Morgensonne umflutete ihre Gestalt wie ein Heiligenschein. „In Frieden! Und bist doch das friedloseste Geschöpf auf Gottes Erde! Grésil in Ketten, unterm Henkerbeil, ist ja im Vergleich mit dir ein König, denn er ist frei von Schuld! Ob du dich auch kasteist hier, der Kälte trotzest, von Wasser und Brot lebst, das kann dein Gewissen nicht zum Schweigen bringen! Es weckt dich auf zur Nachtzeit mit namenlosen Schrecknissen . . .“

„Schweig, Unselige!“ rief Frau Loysel, sich die Ohren zuhaltend.

„Mit namenlosen Schrecknissen! Du kannst den Ort nicht mehr betreten, wo du Blut vergossen hast! Du bist geflohen in die Einsamkeit, aber die Erinnerung ist dir gefolgt! Und wenn du diesen Unschuldigen die Strafe erleiden läßt, wirst du noch tausendfach elender werden.“

„So schweig doch!“ schrie die gequälte Frau, Berthildes Handgelenke umklammernd.

„Ich fürchte mich nicht,“ sagte das junge Mädchen, ohne einen Versuch, ihre Hände zu befreien. „Ich habe keine Angst vor dir, Mama! Mir wirst du nichts zuleide thun, und deinem Sohn ebensowenig! Was dich zu einem Verbrechen treiben konnte, war ja nur die Eifersucht . . .“

„Wer hat dir das gesagt?“ rief die Unglückliche, in die entfernteste Ecke des Zimmers zurückweichend.

„Mein Herz! Ich weiß, daß du eifersüchtig bist . . . hatte ich doch anfangs beinahe Angst, meinen Armand zu lieben!“

„Nein,“ sagte die Witwe matt, „auf ihn war ich nie eifersüchtig.“

„Alle Welt wußte um deine Eifersucht . . . ist es nicht seltsam, daß außer Armand und mir niemand darauf kam . . .“

„Armand auch?“ stöhnte Frau Loysel, am Fußende ihres Bettes niedersinkend.

„Ja, Armand auch, und wenn du wüßtest, wie ihn das Mitleid mit dir verzehrt! Nein, weder er noch ich werden sprechen, lieber teilen wir mit dir die Schuld, Grésil verurteilen zu lassen. Ach Mama, wenn du nur einsehen wolltest oder könntest, was deine Pflicht ist, wie wollten wir dich lieben!“

„Mich lieben? Jetzt?“ sagte sie, traurig den Kopf schüttelnd. „Du meinst es wohl ehrlich, aber du vermöchtest es nicht!“

„O ja, Mama! Doppelt lieben, weil du so schwer gelitten hast! Lieben um deines Jammers, deiner Reue willen! O Mama! Mama! Ich flehe dich an, nimm die Last von uns allen, befreie unsre drei gefangenen Seelen!“

Das junge Mädchen kniete neben ihr nieder, den Arm um die so schmächtig gewordene Gestalt schlingend.

„Meinen Sohn müßte ich verlieren,“ seufzte Frau Loysel.

„Nein, Mama, er wird dich trotzdem liebhaben! Jetzt leidet er namenlos, mehr als du ahnst, aber sobald diese Last von seiner Seele genommen sein wird, die ihn jetzt zu Boden drückt, wird er verstehen und verzeihen, wie ich.“

„Ein Mann kann das nicht verstehen,“ versetzte die Witwe mutlos. „Du als Frau verstehst es, aber wie sollte er je meine Eifersucht nachfühlen können? Du wirst ihm nie Grund dazu geben!“

„Er liebt seine Mutter! Und wenn du um seine Liebe bangst, so bedenke, daß sein Haß dir gewiß ist, wenn du meine Bitte nicht erfüllst.“

„Gewißheit hat er doch nicht . . . niemand weiß, niemand hat gesehen . . . nein, Gewißheit kann er nicht haben . . .“

„O Mama! Weshalb würdest du dich sonst in die Einsamkeit vergraben? Woher sonst dein Grauen vor dem Kirchhof?“

Frau Loysel schauderte, erklärte aber in festem Tone: „Nein, Berthilde, was du von mir forderst, kann ich nicht

thun ... es wäre Wahnsinn ... man würde mir nicht einmal glauben! Nein, nein ... es war unrichtig, dir so lange Gehör zu schenken!"

„Dann lebe wohl! Lebe wohl auf immer!" rief das junge Mädchen, von heiligem Zorn erglühend. „Weder Armand noch ich werden je wieder deine Schwelle betreten! Suche uns nicht! Wir werden in die Fremde ziehen, irgendwohin, und die ehrlose That, die du heute begehst, durch gute Werke zu sühnen versuchen!"

Sie hatte die Hand auf die Thürklinke gelegt.

„Gott verzeihe dir, wir vermögen es nicht!"

„Berthilde!" stöhnte Frau Loysel, als die lichtumflossene Gestalt sich der Schwelle näherte, und diese kehrte wieder um, schloß die Thüre hinter sich und hielt die schluchzende Mutter umfangen.

„O Berthilde ... wenn du wüßtest! Daß ich mir das Herz aus der Brust reiße, das forderst du von mir! Der ganzen Welt soll ich enthüllen, was ich erlitten und was ich gethan habe! Ach, nicht vor der Strafe graut mir, nur davor, meine arme Seele nackt und bloß vor aller Augen zu stellen!"

Die vornehme, verschlossene Frau war nur noch eine arme Büßerin. Ohne sie aus ihren Augen zu lassen, setzte sich Berthilde mit ihr auf das schmale Bett.

„Glaube mir, Berthilde, ich hatte den Vorsatz, ein Geständnis abzulegen; ich dachte nie daran, jenen Unglücklichen lebenslang im Gefängnis zu lassen! Aber sage selbst ... falls er freigesprochen würde, wäre da mein Opfer nicht überflüssig? Wozu mich selbst verraten, wenn es keinen Gewinn bringt?"

Das junge Mädchen war erschüttert. In der That, wenn Grésil freigesprochen würde, wozu das entsetzliche Geheimnis preisgeben? Die Besonnenheit kehrte ihr aber alsbald zurück.

„Ist das Urteil einmal gefällt, so entstehen weit größere Schwierigkeiten, Mama!" sagte sie im Ton der Ueberredung. „Und Hand aufs Herz, hättest du dann noch den Mut, zu sprechen? Heute treibt dich der Wunsch, einen Unglücklichen zu retten, vorwärts. ... Und glaubst du nicht, daß in Gottes Augen ein freiwilliges Geständnis schwerer wiegen wird?"

In Gottes Augen? Gott war fern, die Schande vor den Menschen nahe. . . . Frau Loysel gab keine Antwort.

„Dann, Mama, muß ich eben doch Abschied von dir nehmen, Abschied für mich und für Armand . . . wir werden uns nicht wiedersehen auf dieser Welt.“

Sie löste Frau Loysels Arm von ihrer Schulter und stand hoch aufgerichtet vor ihr.

„Leb wohl, Mama!“ sagte sie fest und entschieden.

Die Mutter riß die Schublade ihres tannenen Tischchens auf und entnahm ihr ein Bündel beschriebener Blätter.

„Da, nimm! Mache damit, was du willst!“

Berthilde warf einen Blick hinein und schloß die unglückliche Frau zärtlich in ihre Arme.

„O du liebe, du tapfere Mama!“ flüsterte sie, ihr Gesicht mit Küssen bedeckend. „Ich wußte es ja, daß du mutig und edel sein werdest! Das reinigt dich von aller Sünde, meine arme, geliebte Mutter!“

Sie überflog die Blätter und sagte dann: „Hier fehlt noch etwas, Mama!“ worauf Frau Loysel die Feder ergriff und ihre volle Namensunterschrift darunter setzte, sammt Datum.

„Geh jetzt, mein Kind . . . ich könnte dir's wieder nehmen!“ rief sie hastig.

Eine letzte, zärtliche Umarmung, ein verheißendes „Auf Wiedersehen!“ und Berthilde war mit ihrem Schatz entschwunden.

Zehntes Kapitel.

Ich habe meinen Gatten, den Notar Aimé Loysel, getötet. Die Geschichte dieser That und meiner Ehe schreibe ich nieder für meinen Sohn, der mich verdammen mag, wenn er den Mut dazu hat.

Ich war, wie es den meisten Mädchen geschieht, an meinen Mann verheiratet worden — mein Sohn heiratet aus Liebe, seine Frau wird ihm Genossin sein, ihr Schicksal

ist ein wesentlich andres. Die Gefühle, die ich meinem Gatten entgegenbrachte, waren eher Achtung, fast Furcht, als Neigung. Ich war ein halbes Kind und blickte mit Verehrung zu ihm auf. Ließ er sich herab, mit mir zu sprechen, so fühlte ich mich mehr geschmeichelt als beglückt und war gerührt, daß er sich mit einem so unbedeutenden Geschöpf abgeben mochte. Mit den Jahren veränderte sich mein Gefühl; ich wurde stolz darauf, die Frau eines so angesehenen Mannes zu sein; aber mein Herz hatte daran weniger Anteil als meine Eitelkeit.

Zwölf Jahre etwa nach unsrer Verheiratung kam eine Zeit, wo er sehr gedrückt war. Geldverluste gefährdeten nicht nur sein äußeres Glück, sondern seine Standesehre; ich stellte ihm meine Mitgift zur Verfügung und bewahrte ihn vor dem Verderben, dabei ward er denn auch inne, daß ich doch nicht das Püppchen war, das er nach kurzem Liebesrausch wie ein Spielzeug in die Ecke gestellt hatte, sondern eine verständnisvolle und ergebene Gefährtin. Das war die Zeit, wo ich das Glück der Ehe wirklich kennen lernte.

Ich glaube heute noch, daß sein Gefühl für mich damals echt und aufrichtig war, ja, ich kann jetzt eher erkennen, daß er mich auf seine Weise stets geliebt hat. Was ich zu spät verstehen lernte, war aber, daß er das Weib und nicht ein Weib liebte. Er liebte die Frauen, eine Stunde, einen Tag, selten länger. Dauernde Liebesverhältnisse unterhielt er nicht, kehrte aber mitunter mehrmals zu einer Frau zurück, die sein Wohlgefallen erregt hatte.

Die Einsicht in diese Dinge wurde mir mitten im Glück meiner wahren Flitterwochen aufgedrängt. Mein Mann hatte mich erobert, hatte mir eine Leidenschaft eingeflößt, aus der ich ihm kein Hehl machen konnte. Meine Empörung kannte keine Grenzen; mir bedeutete jede derartige Abschweifung einen Treubruch, und daß es ihrer so viele waren, machte sie mir noch widerlicher, während Loysel sich im Gegenteil mit ihrer Zahl und Flüchtigkeit ausreden zu können glaubte.

Eine andre Frau würde wohl ihre Ketten gesprengt, sich von ihm losgesagt haben, ich versuchte es auch, aber es ging über meine Kräfte. Ich liebte ihn, und er brauchte mich nur auf eine gewisse Weise anzusehen, so war ich be-

reit, ihm willenlos zu folgen, und wär's aufs Schafott gewesen. Darin liegt mein Schicksal.

Schließlich kam ich dahin, für seine flüchtigen Neigungen ebenfalls Nachsicht zu empfinden; vor vier Jahren aber kam eine Kunstreiterin nach Clermont, die ihm eine dauerndere Leidenschaft einflößte. Vierzehn Tage blieb die Gesellschaft hier, Miß Liona aber reiste nicht mit der Truppe ab, sondern blieb zwei Monate. Den Kontraktbruch bezahlte Loysel. Sie betrieben ihren Verkehr ziemlich unverhohlen, so daß ganz Clermont darüber sprach und sogar das Blättchen Anspielungen darauf brachte.

Diesmal war die Sache ernsthaft. Miß Liona war hübsch, sie hatte Chic, gehörte in gewissem Sinn der Gesellschaft an, sie war eine Nebenbuhlerin. Mit gewaltiger Selbstüberwindung riß ich mich innerlich von meinem Mann los. Er war viel zu sehr von seiner Leidenschaft in Anspruch genommen, um meinen Gemütszustand auch nur zu bemerken; als die Kunstreiterin aber abgereist und er genötigt war, zwei bis drei Tage auf eine Zusammenkunft mit ihr zu verwenden, besann er sich darauf, daß er ja eine Frau im Hause hatte, und als er fand, daß sie ihm fremd und kalt gegenübertrat, reizte es seine Eitelkeit, sie zurückzugewinnen.

Ich schreibe diese Blätter für meinen Sohn ... es gibt Dinge, die ich ihm nicht sagen kann, aber sein Feingefühl wird sie erraten und meine Worte ergänzen.

Ich liebte meinen Mann, trotzdem ich ihm fluchte, aber so schwach ich ihm gegenüber auch war, einiges Gefühl meiner Würde hatte ich doch noch. „Deine Leichtfertigkeit konnte ich dir verzeihen," sagte ich, „weil du mir eingeredet hast, dein Herz hätte nichts damit zu schaffen, jetzt soll ich dir eine Verirrung verzeihen, woran auch dein Herz beteiligt war. Ich will es thun, aber das sage ich dir im voraus, wenn du diese Frau je wiedersiehst, wenn diese Leidenschaft je neu aufflammen sollte in dir, dann wäre für mich nur eine tragische Lösung denkbar."

„Oho!" machte er mit dem höhnischen Lächeln, das mir im Innersten weh that. „Was würdest du dann thun?"

„Ich weiß es heute noch nicht, aber bitte Gott, daß dieser Fall nicht eintreten möge."

Er sah mich einen Augenblick überrascht an, dann schloß er mich in die Arme, und mein Widerstand war gebrochen.

Sei es, daß die Jahre ihn abgekühlt hatten, sei es, daß er größere Vorsicht anwandte, genug, in den folgenden vier Jahren gab Loysels Lebenswandel weniger Anlaß zu Gerede. Unsre Häuslichkeit wurde friedlich, und der mittlerweile erwachsene Sohn konnte eine Musterehe bei seinen Eltern voraussetzen. Armand verlobte sich mit Berthilde, und eine glückliche Zukunft schien sich für uns alle aufzuthun.

Am ersten Tag des Jahrmarkts hatte ich mir vorgenommen, zu Hause zu bleiben, weil mir der Lärm und das Gedränge auf den Straßen zuwider sind. Mein Mann bestand aber darauf, daß ich Besuche machen solle, und kaum war ich ein paar hundert Schritte weit gegangen, als mein Blick auf einen Maueranschlag fiel, — Miß Liona war in Clermont!

Ich hatte sie in der Friedlichkeit meines jetzigen Daseins, worin die Erinnerung überstandener Kämpfe schattenhaft verblaßte, fast vergessen gehabt, der Anblick ihres Bildes erschütterte mich aufs furchtbarste. In den verschiedenen Häusern, wo ich Besuche machte, schwebte dieser Name auf aller Lippen, und obwohl er in meiner Gegenwart nicht ausgesprochen wurde, klangen mir doch die Ohren davon. Ich machte einen langen Gang durch die entlegensten Stadtteile, um Ruhe und Selbstbeherrschung zu gewinnen. Als ich endlich umgekehrt war und in die Nähe meines Hauses kam — wen sah ich dessen Schwelle überschreiten? Miß Liona!

Nachdem ich mich in mein Zimmer geflüchtet hatte, stand ich lange wie gelähmt auf demselben Fleck; die geringste Bewegung verursachte mir rasende Schmerzen, bei jedem Versuch, einen klaren Gedanken zu fassen, drohte mir der Kopf zu zerspringen. Wie lange dieser Zustand gewährt haben mag, weiß ich nicht, schließlich bildete sich in dem Chaos meiner Seele ein fester Punkt — maßlose Verachtung für Loysel. Wenn ein zufälliges Wiedersehen jener Frau die alte Flamme neu angefacht hätte, das wäre ja zur Not begreiflich gewesen, aber wenn er ein Stelldichein mit ihr im eigenen Haus verabredet, mich mit Schmeichelei und Zärtlichkeit zum Ausgehen veranlaßt hatte, dann war dieser Mann der erbärmlichste Tropf.

Das Bedürfnis, Gewißheit über diesen Punkt zu er-

langen, trieb mich mit unwiderstehlicher Gewalt die Treppe hinunter. Ich ging in die Bibliothek, von da in Loysels Arbeitszimmer. Die Bureaus waren schon geschlossen, die Dienstboten in der Küche beschäftigt, ich wurde von niemand gesehen.

Ich war leise eingetreten, und doch drehte sich Loysel, der am Schreibtisch saß, hastig um. Sein Gesicht trug einen zornigen, rohen Ausdruck, den ich in fünfundzwanzig Jahren häuslicher Gemeinschaft noch nie wahrgenommen hatte.

„Du bist's? Was schleichst du denn wie eine Katze?"

„Ich hatte nicht die Absicht, dich zu erschrecken," sagte ich, indem ich mich auf das dem Schreibtisch gegenüber stehende Sofa setzte, da ich mich nicht sehr sicher auf den Beinen fühlte. „Waren alle für heute nachmittag angesagten Klienten bei dir?"

„Ja, alle," versetzte er in einem Ton, der mir schneidend vorkam.

Ich betrachtete ihn und bemerkte einen Zug, der wohl häufig schon auf seinem Gesicht gestanden, den ich aber noch nie so deutlich begriffen hatte — es war eine Art Hohn über meine Leichtgläubigkeit, ein gewisses Frohlocken, daß er mich ohne wörtliche Lüge betrügen könne.

„Da bist du wohl recht erschöpft?" warf ich hin, während meine zuckenden Finger über den Sofabezug hinglitten.

„Allerdings," gab er in mattem Tone zu.

Nie war mir die Lügenhaftigkeit seiner Natur in die Augen gesprungen wie an diesem Tage.

„Der letzte Klient war eine Dame?" warf ich leicht hin.

Schon wollte er mit erstaunter Miene verneinen, als ihm plötzlich einfallen mochte, ich könnte Miß Liona begegnet sein.

„Ja, eine Dame, die sich vorübergehend hier aufhält und mir Geld zu verwalten gab."

„Also niemand von hier?"

Meine Beharrlichkeit mochte ihm verdächtig werden; er sah mich forschend an.

„Nein," erwiderte er, mit dem Papiermesser spielend.

„Ein wunderlicher Geruch im Zimmer," sagte ich langsam mit scharfer Stimme. „Die Dame scheint starke Parfüms zu lieben?"

„Bist du etwa auf meine Klienten auch noch eifersüchtig?" sagte er höhnisch und wegwerfend. „Das könnte ja nett werden!"

Ich war nahe daran, ihm den Namen dieser Frau ins Gesicht zu schleudern, aber ich wollte nicht heftig werden, wollte nicht in Thränen ausbrechen, beides erregte ja nur seinen Hohn.

„Die Sorte von Frauen, die sich dieser Sorte von Parfüm bedient, erregt meine Eifersucht nicht ... das wäre zu viel Ehre für sie!"

„Das hält jeder nach seinem Geschmack," erwiderte er innerlich gereizt. „Dir kann das sehr gleichgültig sein."

„Es paßt mir nicht, die Lieblingsdüfte der Halbweltdamen in meinem Haus zu atmen," erklärte ich trocken. „Das Zimmer muß gründlich gelüftet werden!"

„Entschuldige," rief Loysel außer sich geratend, „das ist mein Zimmer, und es ist meine Sache ..."

Meine Hand war in unruhigem Tasten zwischen Sitz und Sofalehne hinunter geglitten und auf einen Gegenstand gestoßen, der mich um den Rest meiner Fassung brachte.

„Deine Klientinnen machen offenbar hier Toilette," sagte ich, aufstehend und meinen Fund auf den Schreibtisch legend.

Es war eine kleine Haarnadel von blondem Schildpatt mit Goldeinlage.

„Die muß allerdings jemand verloren haben," sagte er betroffen.

„Du solltest den Mut der Wahrheit haben, oder noch frecher lügen," sagte ich, ihm aus nächster Nähe in die Augen blickend. „Mich hat die Liebe zu dir lange genug blind gemacht, aber heute sind mir die Augen aufgegangen. Du gabst dieser Miß Liona eine verabredete Zusammenkunft in unserm gemeinsamen Hause, mich schicktest du fort, um ungestört zu bleiben, der Zufall fügte es, daß ich sie beim Heraustreten sah. Du magst es reizvoller, vielleicht auch sicherer gefunden haben, deine Geliebte hier zu empfangen, als sie im Gasthause aufzusuchen — nun gut, ich aber sage dir, daß ich diese häßliche That nie vergeben werde! Treulosigkeit ist an sich schon abscheulich, die Art der Ausführung aber entehrt dich in meinen Augen vollständig."

Loysel klopfte ärgerlich mit dem Papiermesser auf den Tisch.

„Nichts Langweiligeres, als eine eifersüchtige Frau.“

„Nichts Widerlicheres, als ein Mann, der lügt!“

In mir kochte der Zorn. Alle Enttäuschungen, die mir die Ehe gebracht hatte, hätte ich ihm aufzählen mögen, aber ich vermochte nicht zu sprechen, Wut und Ekel erstickten mich beinah.

„Meine Liebe, du wirst wohl daran thun, dir ein derartiges Benehmen abzugewöhnen,“ sagte er frostig. „In diesen Räumen bin ich Herr und ich werde empfangen, wen es mir beliebt.“

„Frauen?“

„Gewiß auch Frauen, du wirst mich von jetzt an mit derlei Auftritten verschonen. Nur unter dieser Bedingung kann ich dein seltsames Benehmen von heute verzeihen.“

Ich fühlte, daß ich diesen Mann haßte, daß ich durch nichts an ihn gefesselt war, als durch die Sinne. Wie ein Blitz durchzuckte mich die Erkenntnis, daß meine Jugend vorüber war, daß meine Leidenschaft ihm selbst krankhaft und abgeschmackt vorkommen müsse. In den herzlosen, heuchlerischen Augen dieses Mannes las ich nur Verachtung für die arme, mißhandelte Frau und ehrlichen Widerwillen gegen meine Schwachheit. Ich wußte mit einemmal, daß er mich längst verachtet hatte um meiner Liebe willen, als eine Frau, die nach jeder Untreue immer wieder zu haben war, daß ich ihm überhaupt nie etwas andres bedeutet hatte, als ein Weib, wie sie alle sind, während ich Götzendienst mit ihm getrieben hatte.

Das alles begriff ich und zugleich wußte ich, daß ich in seiner Nähe nicht würde weiter leben können, daß seine Mißachtung mich vernichten würde. Ich mußte und wollte sterben.

Gott ist mein Zeuge, daß ich in dem Augenblick, als ich nach dem Revolver griff, der auf seinem Schreibtisch lag, keinen andern Gedanken hatte, als mir das Leben zu nehmen.

Die Waffe war schwer, sie zitterte in meiner Hand, und ich hatte sie am Lauf ergriffen. Es bedurfte einiger Sekunden, bis ich sie richtig gefaßt hatte, und Loysel hatte Zeit, mir die Bemerkung hinzuwerfen: „Das ist kein Spiel-

zeug für dich; laß den Revolver liegen. Es fällt dir ja gar nicht ein, dich umbringen zu wollen, du machst dich einfach lächerlich!"

Er sah mich spöttisch, mit niedriger Grausamkeit an. O mein Götterbild! Nicht nur seine Füße waren von Thon, das ganze lag in Scherben!

„Feigling!" keuchte ich, ihm fest in die bösartigen Augen blickend.

Er kicherte ... meine Hand muß ihn angesehen haben so gut wie mein Auge; ich hatte den Finger auf dem Drücker und der Schuß ging los.

Ich sah ihn zucken, dann saß er mit boshafter Miene regungslos da; das eine Auge sah mich unverwandt und höhnisch an, das andre war nur noch ein blutiges Loch.

Mein Arm fiel schlaff herunter — war es denn möglich? Hatte ich das vollbracht? Ich, die furchtsame, willensschwache Frau, hatte einen Mord begangen?

Ich wagte nicht näher zu treten. Die Waffe legte ich an ihren Platz zurück ... Loysel starrte mich immer noch mit dem einzigen grausamen Auge an ... ich wich vor seinem Blick bis zur Bibliothekthüre zurück, dann entfloh ich in mein Zimmer ... es war mir, als ob er mich die Treppe hinaufjage, verfolge ...

* *
*

Sobald Berthilde zu Hause angelangt war, ließ sie ihren Verlobten rufen.

„Mein armer Liebster ... hier ist das Heil für einen Unschuldigen," sagte sie, als er eintrat.

Armand blickte mit erschrockenen Augen auf die Blätter, die sie in der Hand hielt. Die Vorstellung der Schuld seiner Mutter hatte sich ganz allmählich bei ihm eingenistet. Er hätte auch nicht anzugeben vermocht, wann diese Möglichkeit zuerst vor ihm aufgetaucht war; wie ein schleichendes Gift war sie ihm in die Seele gedrungen; aber so lange die Mutter geschwiegen hatte, war immer noch ein Hoffnungsschimmer geblieben; jetzt umfing ihn hoffnungslose Finsternis ... es war also wahr?

Als ob alle Kraft aus seinen Muskeln geschwunden

wäre, sank der unglückliche Sohn auf den ersten besten Stuhl. Berthilde trat leise an ihn heran; mit einem herzzerreißenden Ausdruck der Hilflosigkeit sah er zu ihr auf.

„Armand,“ sagte sie feierlich, „du allein bist Herr und Richter in dieser Sache. Du hast mein Wort, daß unser beider Leben von Buße ausgefüllt sein soll, wenn du es so haben willst . . .“

Er raffte sich auf.

„Du weißt nicht, wie ich leide! Es liegt ja jenseits alles Denkbaren! Mein ganzes Dasein, mein ganzes Wesen ist umgewälzt, verhöhnt, zerstört!“

Er griff verzweifelt in die leere Luft.

„Also, sie hat es wirklich gethan?“ fragte er. „Warum?“

„Lies . . .“

„Nein!“ rief er heftig. „Nein, ich will nicht lesen! Ich kann nicht in ihren Schriftzügen das Geständnis einer That vor Augen sehen, für die ich keinen Namen finde . . .“

„Armand, sei nicht unbarmherzig! Sie büßt schwer genug . . . wenn du ihre Aufzeichnungen gelesen hättest, du würdest Mitleid fühlen . . .“

„Du sollst nicht töten!“ sagte er strenge.

„Sie war wahnsinnig vor Eifersucht . . .“

„Ja, wahnsinnig muß sie gewesen sein! Gib mir die Blätter.“

Er steckte sie in seine Rocktasche und wandte sich zum Gehen.

„Armand, du mußt ihr Geständnis lesen, ich fordere es von dir! Du kannst nicht ungerecht sein wollen.“

„Nein,“ versetzte er ungerührt. „Ich werde es nicht lesen.“

„Und wenn dich die Richter nach den Einzelheiten der That fragen?“

„Daß ich Zeugnis ablege gegen sie . . . oder gegen den Vater, den sie mir gemordet hat . . . ein solch ungeheuerliches Ansinnen wird niemand an mich stellen!“

Er preßte die Zähne aufeinander; sein starrer Blick, der die Braut nicht sehen wollte, schien jede Möglichkeit eines Mitgefühls für die Unselige von sich zu weisen, während Berthilde als Weib für die Schmerzen des Weibes in Mitgefühl verging.

„Armand, dann lies diese Blätter um meinetwillen!“ flehte sie. „Bedenke, welch furchtbar ernste Rolle ich in diesem Drama gespielt habe! Immer würde mich der Gedanke quälen, daß ich, um einen Unschuldigen zu retten, dieser Unglücklichen die letzte Hoffnung, die Hoffnung auf die Verzeihung ihres Sohnes, geraubt habe. Ich beschwöre dich, Armand ... damit ich dir immerzu vertrauen, dich verehren kann, um unsrer Liebe willen, lies ... ein Tag wird kommen, wo du diese arme todwunde Seele milder beurteilen wirst!“

„Wir haben ein entsetzliches Werk vollbracht, du und ich,“ sagte er etwas ruhiger. „Ich weiß nicht, ob ich je dahin gelangen werde, mir selbst zu verzeihen ...“

„Ach! Du grollst mir!“ rief Berthilde schmerzlich berührt.

„Grollen? Nein, das kann ich nicht! Mich erfüllte ja dasselbe Verlangen nach Gerechtigkeit, wie dich ... du hast den Mut gehabt, das Aeußerste zu thun, einen Mut, den ich nicht hatte ... aber ich leide namenlos. Du darfst nicht mit mir rechten ... der Jammer verwirrt meine Seele.“

Er faßte die Hand des jungen Mädchens und drückte sie flüchtig, dann schritt er nach der Thür.

„Wohin gehst du, Armand?“ fragte sie angstvoll.

„Meine Pflicht zu erfüllen.“

Elftes Kapitel.

Der Schwurgerichtssaal in Riom war gedrängt voll. Wer in Clermont Zeit und Geld übrig hatte, war herübergefahren.

Das Zeugenverhör war beendigt. Von Karoline Brichol an, die nicht einmal gewußt haben wollte, wovon die Rede sei, bis auf den Schutzmann, der Grésil in jenem ersten Fall in der Nähe des Geprügelten getroffen hatte, war von

jedem ein kleines Steinchen herbeigetragen worden, und mit all diesen winzigen Steinchen wollte nun der Staatsanwalt die Steinigung ausführen.

Im Publikum hatten sich zwei Parteien gebildet; die eine hielt Grésil für den Verbrecher, die andre für einen Dummkopf.

„Sich kein Alibi verschaffen können, wenn man thatsächlich unschuldig ist! Das ist so dumm, daß es auch Strafe verdient!“

Andre behaupteten sogar, ein Mörder, der so gewitzt sei, um keinerlei Spur zu hinterlassen, bedeute eine größere Gefahr für die öffentliche Sicherheit als jeder andre und müsse beseitigt werden. Ein Todesurteil verlangte die öffentliche Meinung indessen nicht, der Notar war nicht beliebt genug gewesen, als daß man nach blutiger Rache für ihn geschrieen hätte.

Tiefe Stille trat ein, als der Staatsanwalt sich erhob, um die Anklage zu vertreten. Er zögerte aber, seine Rede zu beginnen, weil dem Präsidenten in diesem Augenblick durch einen Gerichtsdiener ein Schreiben zugestellt wurde, das er sofort öffnete.

Die Ankunft dieses Schriftstückes war so auffällig, daß die Blicke aller Anwesenden an den Zügen des Präsidenten hingen, der einen kurzen Brief las. Sobald er ihn durchflogen hatte, reichte er ihn seinem Nachbar zur rechten, während er selbst mehrere dicht beschriebene Blätter aus dem nämlichen Briefumschlag zog. Die Menge hielt förmlich den Atem an.

„Führen Sie den Angeklagten ab — der Gerichtshof zieht sich zur Beratung zurück,“ erklärte der Präsident.

Halb unterdrückte Laute der Ueberraschung wurden von allen Seiten hörbar, jeder blieb aber an seinem Platz, um die weiteren Ereignisse abzuwarten, aller Blicke richteten sich auf den Ausgang, durch den Richter und Geschworene den Saal verlassen hatten, tausenderlei Vermutungen und Gerüchte schwirrten umher.

Nach Verlauf einer halben Stunde kehrten Richter und Geschworene zurück, auch der Angeklagte wurde wieder hereingeführt. Eine unsägliche Verblüffung herrschte, als der Präsident jetzt dem Publikum die Mitteilung machte, der

wahre Thäter habe sich genannt, und das Verfahren gegen die Anklage Ludwig Grésil werde eingestellt.

„Endlich! Was müssen die lieben Menschen nicht für mich gearbeitet haben!" sagte Grésil leise vor sich hin. „Gott lohn's ihnen! Meine alte Großmutter! Wenn sie mir nur nicht stirbt vor Freude!"

Alles drängte sich zu ihm her; er hatte auf einmal mehr Freunde, als er sich je hätte träumen lassen, und wurde von allen begeisterten Anhängern der Gerechtigkeit und Unschuld förmlich im Triumph auf die Straße begleitet.

„Jetzt mach' ich, daß ich zu meiner Großmutter komme!" sagte er zu seinem Advokaten, der die ausgefallene Verteidigungsrede nicht so schnell verwinden konnte, „und dann muß ich Herrn Armand danken, denn ich weiß ja, daß er es ist . . ."

„Damit brauchen Sie sich nicht gerade zu überstürzen, mein Bester!" sagte der Anwalt warnend, der durch jene unerklärlichen Verbindungsdrähte, die Zeit, Ort, Wahrscheinlichkeit und Gesetze der Akustik verhöhnen, die Wahrheit bereits kannte.

* * *

Von dem Augenblicke an, wo sie das verhängnisvolle Manuskript in die Hand ihres Verlobten gelegt hatte, drängte sich Berthilde immer wieder die Frage auf: „Habe ich auch recht gehandelt?"

Solange sie von Zweifeln gequält, vom Drang nach Klarheit erfüllt und vom Verlangen der Rettung eines unschuldig Angeklagten beseelt, ihren Weg gegangen war, hatte sie die Folgen dieser Enthüllung nie ins Auge gefaßt.

Niedergeschmettert von einer Gewißheit, die nicht so furchtbar erschienen war, solange noch ein Zweifel übrig blieb, hatte Armand ohne bewußte Ueberlegung gehandelt — er hatte fast unwillkürlich die Schrift, die sein ganzes Lebensglück zerstörte, dem Gericht übergeben. Noch wußte Berthilde nicht, in welchem Seelenzustand er sich jetzt befinde. Sie hätte zu ihm eilen mögen, aber das durfte sie ja nicht, das schickte sich nicht, ein kleiner Zettel, den sie ihm geschickt

hatte und der nur die vier Worte enthielt: „Komm, ich beschwöre dich!“ war unbeantwortet geblieben.

„Habe ich auch recht gehandelt?“ fragte sie sich. „Ohne mich hätte Armand nie gewagt, die Richtigkeit seiner Ahnungen zu ergründen ... wird er mir nicht im Grunde seines Herzens den Vorwurf machen, das Geständnis seiner Mutter erzwungen zu haben? Und doch ... konnte ich Grésil verurteilen lassen? Was ist mir aber dieser junge Mensch? Nichts! Und Frau Loysel ist mir eine Mutter! War es nicht unrecht?“

Doch ihr Gewissen ließ sich nicht irre führen.

„Nicht diesen Grésil habe ich beschützt, sondern das Recht,“ sagte sie sich. „Hätte es mein eigenes Leben gekostet, ich würde es willig eingesetzt haben!“

Noch war sie in den Kampf mit ihren eigenen Gedanken versunken, als ihre alte Kinderfrau mit ganz verstörter Miene ins Zimmer trat.

„Der Grésil ist unten und will das gnädige Fräulein sprechen,“ meldete sie. „Ja, wie ist er denn aus dem Gefängnis gekommen? Hat er denn den Herrn Notar nicht umgebracht?“

Berthilde gab ihr keine Antwort; langsam ging sie die Treppe hinunter. Die Mütze in der Hand, stand Grésil im Speisezimmer. Er war in der Haft mager und hohläugig geworden; sein Gesicht war blaß, und die Augen funkelten seltsam.

„Fräulein Berthilde,“ begann er, und sein ganzes Herz lag in dem Ton, „ich bin frei! Sie haben's eingesehen, daß ich unschuldig bin! Und das weiß ich ja, daß niemand als Sie und Herr Armand mich denen vom Gericht aus den Krallen gerissen haben ... ich kann's nicht so sagen, wie ich Ihnen beiden dankbar bin ... nicht einmal so sehr für mich, als für die alte Großmutter!“

Seine Stimme hatte einen neuen, tiefen Klang, Verzweiflung und Empörung hatten den jungen Menschen verunstaltet gehabt, die Wonne der Erlösung umgab ihn mit einer Verklärung.

„Mein erster Gang war zu Herrn Armand, aber er lasse niemand vor, hieß es, drum bin ich jetzt zu Ihnen gekommen, Fräulein Berthilde! Ach, wenn Sie wüßten,

wie die alte Frau sich freut! Bis zum letzten Atemzuge wird sie beten, für Sie und für die Frau Notar ..."

Berthilde machte ein so seltsames Gesicht, daß er innehielt.

„Ist's Ihnen vielleicht nicht recht, daß ich so unversehens daherkam?" fragte er eingeschüchtert. „Ich weiß wohl, man hat nicht gern einen Menschen im Hause, der gerade aus dem Gefängnis kommt, aber Sie haben sich ja meiner so freundlich angenommen ..."

„Nein, Grésil, Ihr Besuch ist mir nicht lästig," beruhigte sie ihn. „Es hätte mir weh gethan, wenn Sie nicht gekommen wären."

„So, aber ... was ist's denn dann? Sie sehen so gar nicht vergnügt aus, Fräulein Berthilde?"

Sie senkte den Blick vor seinen ehrlichen Augen, und nun fiel ihm plötzlich ein, was er hatte fragen wollen.

„Fräulein Berthilde, wie kommt's denn, daß man mich so schnell freiließ? Der wahre Thäter habe sich gestellt, hieß es ... wissen Sie, wer es ist?"

„Ja," sagte Berthilde, in sich zusammenschauernd.

„Und mir wollen Sie's nicht sagen? Das werd' ich ja doch bald erfahren, solche Dinge reden sich schnell herum. ... Ich möcht' ihn wohl sehen, den Kerl, der mir diese Suppe eingebrockt hat! Bei der Verhandlung werd' ich nicht fehlen, meiner Seel! Ja ... was haben Sie denn nur, Fräulein Berthilde?"

„O, reden Sie nicht so, Grésil!" sagte sie flehend. „Sie wissen ja nicht ... haben Sie Erbarmen mit dem Unglücklichen! Bedenken Sie, daß er noch schlimmer leidet als Sie ... leben Sie wohl, Grésil!"

Damit war sie verschwunden. Verblüfft sah der junge Mann ihr nach, dann ging er, allerlei Vermutungen aufwerfend, nach Hause.

Zwölftes Kapitel.

Erst als der Abend dunkelte, suchte Armand, wie ein Dieb an den Häusern entlang schleichend, seine Braut auf.

Alsbald nachdem er das Geständnis nach Riom abgesendet hat, war eine Aufforderung an ihn ergangen, sich sofort beim Hilfsstaatsanwalt Brécourt einzufinden.

Dieser, dem es so leicht geworden war, an Grésils Schuld zu glauben, nahm jetzt aufrichtigen Anteil an Armands Lage. Das war ein Mensch, der seinem eigenen Bildungs- und Gesellschaftskreis angehörte, und in dessen Gefühle er sich hineindenken konnte. Er stellte daher nur die unumgänglich nötigen Fragen an den unglücklichen Sohn, und zwar mit Takt und Zurückhaltung, gab ihm zu verstehen, daß man Frau Loysel so lange als möglich auf freiem Fuß lassen und die schließlich unvermeidliche Haft in die Verbringung in eine Klinik verwandeln werde.

Trotz dieser rücksichtsvollen Behandlung fühlte sich Armand völlig gebrochen nach diesem Verhör. Sein heißestes Verlangen war, Clermont unverzüglich zu verlassen, aber Brécourt hatte ihn ausdrücklich gebeten, zu bleiben und ihm gewisse Schritte und Milderungen der Rechtsform durch seine persönliche Vermittlung zu erleichtern.

Erst als es dunkel wurde, konnte er sich entschließen, seine freiwillige Haft in dem öden Hause zu verlassen und zu Berthilde zu gehen.

Frau Firminy wußte von nichts. Sie war immer sehr schläfrig nach Tisch, hielt es aber für eine Anstandspflicht, bis zehn Uhr im Salon zu bleiben, wo sie, über irgend ein geistliches Buch gebeugt, ihr Nickerchen hielt. Als Armand eintrat, winkte sie ihm zu, ohne sich im angeblichen Lesen stören zu lassen. Berthilde hatte sich in eine entfernte Ecke des großen Raumes gesetzt, wo er bald an ihrer Seite war.

„Meine Schwester,“ sagte er, ihre Hand ergreifend, „ich komme heute zum letztenmal. Von nun an werde ich das mir verhaßt und unheimlich gewordene Haus meiner Eltern nicht mehr verlassen ... ich hoffe, darin bald an Jammer und Angstgefühl zu sterben.“

Sie strich liebkosend über seine fieberhaft glühenden Hände.

„Mein armer Armand! Noch ein Weilchen mußt du mutig sein und Geduld haben!"

„Nein! Ich kann nicht mehr! Wie man unter einer solchen Last leben kann, begreife ich nicht! Sobald ich kann, werde ich fortgehen . . ."

„Wohin?"

„Irgend wohin, nur fort von Clermont, wo man mit Fingern auf mich zeigen wird. Der Staatsanwalt wird mich wohl in ein paar Tagen reisen lassen . . . ich bin ja zu nichts nütze."

„Und sie?"

Er schüttelte verneinend den Kopf; das junge Mädchen überlief es kalt.

„Komm ins Speisezimmer!" sagte sie. „Wir müssen ungehindert sprechen können."

„Du willst fort," sagte sie, sobald sie allein waren, „und ich?"

Er wandte mit verstörtem Ausdruck das Gesicht ab.

„Höre mich an," fuhr sie, die Hand auf seine Schulter legend, fort. „Du hast gar nicht das Recht, was du einst begehrtest, jetzt von dir zu stoßen. Ich bin dein Weib und folge dir, wohin es auch sei."

Er schloß sie in die Arme und fand endlich wohlthätige Thränen.

„Du bist ganz verwirrt, Liebster," sagte sie sanft und zärtlich, wie man zu einem Kinde spricht. „Später werde ich dir unbedingt gehorchen, jetzt aber laß mich für dich denken. Morgen früh suchst du die Mama auf!"

„Ich kann nicht," versetzte er, sich aufraffend.

„Du kannst nicht! Aber bedenke, wie einsam und verlassen sie in ihrer Klause sitzt . . . was für Gedanken müssen sie bewegen! Du hättest heute schon zu ihr gehen sollen, unmittelbar nachdem . . ."

„Ich kann nicht!" wiederholte er dumpf. „Ich kann den Gedanken nicht überwinden, daß sie . . . die Mörderin meines Vaters ist."

Berthilde ergriff seine beiden Hände.

„Armand, bedenke, daß es deine Mutter ist, die Mutter,

die dich geboren, erzogen, vergöttert hat ... ach, in unsrer Kinderzeit hätte ich manchmal weinen mögen, wenn ich sah, wie sie dich liebte!"

Armand schüttelte den Kopf.

„Ja, damals ..."

„Und heute! Um deinetwillen lebt sie noch! Hast du ihre Aufzeichnungen nicht gelesen?"

„Doch!"

„Dann weißt du, wie sie gelitten hat! Und sie büßt, Armand, wird bis zum letzten Atemzuge büßen! Genügt dir das nicht?"

„Ich bin ihr Richter nicht ... ich weiß nur, daß sie mir den Vater getötet hat, den ich liebte! Mögen andre ihr Urteil sprechen, ich verdamme sie nicht, aber zu lieben vermag ich sie nicht mehr."

„Armand!" rief Berthilde entsetzt. „Sie nicht mehr lieben!"

„Ich kann nicht ohne Grauen, nicht ohne unsäglichen Widerwillen an sie denken. Quäle mich nicht ... ich kann nicht!"

„Die Unglückselige! Und was soll aus ihr werden?" fragte Berthilde, gespannt in seine Augen blickend.

„Wir waren eine einige, glückliche Familie ... wenigstens sah es so aus. Ihre wahnsinnige Eifersucht hat unser Glück vernichtet ... mein Vater starb eines schauderhaften Todes ... ich muß einen befleckten Namen durchs Leben schleppen."

„Sie wird freigesprochen werden," sagte Berthilde rasch.

„Möglich, daß andre sie freisprechen, ich nicht!"

„Die Eifersucht beherrschte sie," wandte Berthilde ein.

„Man soll nicht eifersüchtig sein, man hat gar nicht das Recht dazu!" entgegnete er heftig. „Eifersucht ist eine niedrige Leidenschaft, der ein geistig und sittlich hochstehender Mensch nicht verfallen darf."

„Kennst du denn diese Leidenschaft?" fragte sie mutlos.

„Nein. Ich würde es mir nie verzeihen, wenn ich je dieser schmählichen und gefährlichen Schwäche nachgegeben hätte."

Das junge Mädchen sah ihn mit einer eigentümlichen Mischung von Mitleid und Bewunderung an.

„Weil du stark bist!“ sagte sie in ihrem warmen, innigen Ton. „Du stehst darüber, aber nicht jedermann kann es dir nachthun, Armand! Doch gerade der Starke muß auch barmherzig sein, und Mitleid zu fühlen, thut uns selbst so wohl! Vielleicht würdest du es später bereuen, hart gegen sie geblieben zu sein ... wenn du sie sähest! Sie ist nur noch ein Schatten!“

„Ihr widerfährt nach Gebühr!“

„Dann sehe ich meinen Weg klar vor mir,“ erklärte Berthilde nach kurzem Zögern. „Ich kann sie nicht verlassen, und doch bin ich machtlos, solange ich nicht gesetzlich ihre Tochter bin ... binnen vierundzwanzig Stunden müssen wir getraut sein, Armand. Es wird sich bewerkstelligen lassen, denn es muß sein.“

„Berthilde!“ rief Armand betroffen, „du willst nach dem, was geschehen ist, meinen Namen tragen?“

„Ich hätte Freude und Glück mit dir geteilt, jetzt teile ich das Leid als deine Frau und die Tochter deiner Mutter.“

„Die Tochter meiner Mutter!“ wiederholte er, die Worte erwägend. „Das ist's ja, was ich nicht zugeben darf ...“

„Und gerade das muß ich sein,“ versetzte sie aufs entschiedenste. „Komm, die Sache muß abgemacht werden, sonst verliere ich auch noch die Klarheit.“

Sie eilte in den Salon, und er mußte ihr wohl oder übel folgen.

„Liebe Tante,“ redete sie die halb Eingeschlummerte plötzlich an, „du darfst mir nicht verargen, was ich dir zu sagen habe ... ich bitte dich, mir beizustehen, daß ich morgen abend mit Armand getraut werden kann.“

Die alte Dame nahm ihre Brille ab und legte sie auf den Tisch.

„Willst du mir's nicht noch einmal sagen, Berthilde?“ bat sie gelassen. „Ich habe dich wohl nicht recht verstanden.“

„Du hast mich ganz gut verstanden, Tantchen, und für eine Heilige, die du bist, ziemte sich's schlecht, böse zu werden, und ebensowenig darf eine solche Aergernis geben.“

„Berthilde!“ rief die Tante entrüstet.

„Ich kann dir keine andre Erklärung geben, als daß die Sache vor sich gehen muß, wie ich sagte.“

„Verstehen Sie denn die Geschichte?“ wandte sie sich in ihrer Hilflosigkeit an Armand.

„Ich verstehe Berthildes Großmut, darf aber nicht zugeben, daß sie einen entehrten Namen . . .“

„Er weiß nicht, was er redet, Tante,“ schnitt ihm Berthilde das Wort ab. „Die Sache steht so: wenn du dich weigerst, mich morgen nachmittag aufs Standesamt und abends in die Kirche zu begleiten — der Bürgermeister ist ja ein Freund von uns und wird dir eine Gefälligkeit nicht abschlagen — so werde ich auf deinen Schutz verzichten und Dinge thun, die dich betrüben müßten. Ich habe dich von Herzen lieb, Tante, zwinge mich also nicht, dich zu kränken.“

„Aber weshalb denn diese Eile?“ fragte die alte Dame.

Die Verlobten verständigten sich durch Blicke.

„Meinem Armand stößt ein großes Unglück zu, und ich muß ihm zur Seite stehen und ihn aufrichten. Das ist meine Pflicht und mein Recht.“

„Ein großes Unglück?“ fragte Frau Firminy gespannt. „Ist seine Mutter krank geworden?“

Sie erhielt keine Antwort und nahm das Schweigen für Bejahung.

„Ich hab's ja immer gesagt,“ erklärte Frau Firminy so befriedigt, wie der Mensch sich fühlt, wenn er ein Unglück vorausgesehen hat, „daß es äußerst unvorsichtig war, um diese Jahreszeit nach Salvagnat zu gehen. Das Haus läßt sich ja gar nicht heizen! Der Wind fährt durch alle Schornsteine hinein!“

„Du siehst also ein, daß Frau Loysel unmöglich allein dort bleiben kann, daß sie mich braucht . . . und ihren Sohn doch auch!“ sagte Berthilde schmeichelnd. „Wie aber sollen wir das einrichten, wenn wir nicht verheiratet sind?“

„Es wäre unerhört! Geradezu verrückt!“

„Jawohl, Tantchen, aber verrückte Dinge müssen eben auch hie und da geschehen.“

Der Eigensinn des sonst so lenksamen Kindes brachte die Tante ganz außer Fassung.

„Begreifen kann ich's ja nicht,“ erklärte sie nach längerer Ueberlegung, „du willst einen unerhörten Schritt thun, der die ganze Stadt in Aufruhr versetzen wird. Schließlich ist's aber deine Sache . . . ich ziehe mich nach

deiner Verheiratung ins Kloster zurück, wo mich die Meinung der Welt nicht mehr anficht. Wenn ihr beide eine Tollheit begehen wollt, so habt ihr auch die Folgen zu tragen . . .“

„Das heißt also, meine gute Tante hat nichts dagegen, Armand! Du mußt jetzt die nötigen Schritte thun. Deine Mutter hat uns ihre schriftliche Einwilligung zurückgelassen, als sie nach Salvagnat ging, deines Vaters Totenschein haben wir auch, mehr ist nicht nötig. Ach, wie bin ich dir von Herzen dankbar, Tantchen,“ setzte sie, die alte Dame küssend, hinzu.

Dreizehntes Kapitel.

Ganz so rasch, als Berthilde gehofft hatte, war die Sache indes doch nicht zu erledigen. Der folgende Tag verging mit den erforderlichen Schritten, aber am Morgen des dritten Tages wurde früh um neun Uhr die Trauung auf dem Standesamt vollzogen. Vier Zeugen und die Tante Firminy bildeten das ganze Brautgeleite. Berthilde hatte ihren bräutlichen Schmuck nicht angelegt, um der öffentlichen Aufmerksamkeit zu entgehen. In einem einfachen grauen Reisekleid sprach sie, äußerlich ruhig, innerlich aufs tiefste bewegt, das entscheidende Wort, das sie zur Tochter der unglückseligen Frau machte. Auch für die Kirche blieb sie in ihrem grauen Kleidchen, nur einen Büschel Orangeblüten heftete ihr die Tante an, was sie willig geschehen ließ. In einer entlegenen Seitenkapelle der alten romanischen Kirche wurde eine Messe für die Neuvermählten gelesen; niemand achtete auf sie.

„So, jetzt kommt ihr zum Frühstück mit mir nach Hause,“ erklärte Frau Firminy, als die letzte Förmlichkeit erledigt war, „denn Armand hat sicherlich nicht dafür gesorgt! Nehmt mir's nicht übel, wenn ich frage, was ihr nun beginnen, wo ihr wohnen werdet. Doch nicht in dem alten Haus?“

Die würdige Dame schüttelte sich ein wenig, als sie diese Frage that, denn trotz aller Frömmigkeit war ihr der Schauplatz eines Verbrechens nicht recht geheuer.

„Ich habe ein möbliertes Landhaus an der Straße nach Salvagnat gemietet," gab Armand zur Antwort, „und dort werden wir vorderhand wohnen. Die Einladung zum Frühstück können wir leider nicht annehmen, liebe Tante. ... Berthilde will unverzüglich meine Mutter aufsuchen, und unser Wagen wartet schon."

Frau Firminy sah etwas verdutzt drein. Sie hatte für ein gutes Hochzeitsfrühstück gesorgt und war selbst eine Feinschmeckerin, und nun wollte man sie nach dem Opfer, das sie diesen jungen Leuten gebracht hatte, ihre Leckerbissen allein aufzehren lassen. Berthilde verstand ihre Not und richtete leise die Bitte an Armand, der guten Seele diese Genugthuung wenigstens nicht zu versagen.

„Bedenke, welch peinvolle Ueberraschungen ihr noch bevorstehen," fügte sie hinzu. „Gönne ihr wenigstens diese gute Stunde!"

Es geschah, aber die gute Stunde verlief in Beklommenheit. Armand rührte fast keinen Bissen an und sprach gar nichts, Berthilde war zwar doppelt freundlich und herzlich, aber Frau Firminy mußte immer wieder denken, daß ein so trübseliges Brautpaar noch nie dagewesen sei. Endlich war die Mahlzeit überstanden, die Neuvermählten konnten in ihren Wagen steigen und nach Salvagnat fahren.

Sobald sie allein waren, verschlangen sie ihre Hände zu so innigem Druck, als ob beider Wesen ineinanderfließen sollte, und blickten sich tief in die Augen.

„Ich weiß nicht, was unsrer wartet," sagte Armand mit fieberhaft flackerndem Blick, „jedenfalls Leid und Schmach."

„Nicht für immer!" versetzte sie mit so freudiger Zuversicht, daß es dem jungen Mann zu Herzen ging.

Er beugte sich über die zarte Hand, die heute ihrer beider Schicksal mit so festem Mut aneinandergeknüpft hatte, und drückte einen langen Kuß darauf.

„Du kommst mit mir," sagte Berthilde voll Zuversicht, „du hast also verziehen!"

Noch einmal preßte er seine Lippen auf die Hand, die den Trauring trug.

„Nein," erwiderte er dann. „Du ahnst nicht, was es mich kostet, dich zu betrüben, mein geliebtes Weib, aber täuschen kann ich dich noch weniger — ich habe nicht verziehen und werde nie verzeihen. Ich begleite dich jetzt, aber ihr Haus werde ich nicht betreten, sondern außen auf dich warten ... o bitte, bitte, mach' keinen Versuch, mich umzustimmen, es könnte nur zu fruchtlosen und schmerzlichen Erörterungen zwischen uns führen!"

Sie kannte ihren Gatten. Die Erinnerung der Kinderstreitigkeiten, worin sie immer seinem stärkeren Willen hatte weichen müssen, war noch lebendig in ihr; sie wußte, daß ihre Sache verloren war.

„Es sei, wie du willst," versetzte sie, „doch ich hoffe, daß die Zeit deine Gefühle umgestalten wird."

„Das wird sie nicht!" erklärte Armand.

Berthilde senkte den Kopf. Welch ein grausames Geschick für die unglückselige Frau, wenn sie wirklich den Sohn, um dessentwillen sie die Last des Lebens weiterschleppte, nie wieder in ihre Arme schließen sollte!

Sobald Frau Loysels Häuschen in Sicht kam, stieg Armand aus. Er wollte zu Fuß nach der eigenen Wohnung gehen, die er nur flüchtig in Augenschein genommen hatte. Berthilde sollte nach ihrem Besuch bei der Mutter dorthin nachkommen.

Frau Loysel verriet keine Ueberraschung bei Berthildes Erscheinen.

„Mama!" sagte die junge Frau, die hinfällige Gestalt umschlingend. „Jetzt kann ich mit gutem Recht Mama zu dir sagen. Armand und ich sind heute früh getraut worden."

Frau Loysels Augen leuchteten auf, sie gab aber keine Antwort.

„Ich komme unmittelbar von der Trauung zu dir," fuhr Berthilde fort. „Grésil ist in Freiheit ..."

„Und Armand kommt nicht? Ich dachte es ja ... er vergötterte seinen Vater ... und ein Mann hat kein Verständnis für solche Dinge."

„Du wirst schon sehen, Mama, mit der Zeit kommt

er schon zur Einsicht. Jetzt wollen wir uns mit der Frage befassen, ob du nicht besser in Clermont oder sonstwo wärest, wo ich eher bei dir wohnen könnte?"

„Du hast ja deinen Mann. . . ."

„In erster Linie habe ich dich, Mama! Ich ließ mich trauen, um bei dir sein zu können."

Die schuldbeladene Frau öffnete ihre Arme, um das Kind an ihr Herz zu drücken, das die Stelle des zum Feind gewordenen Sohnes einnehmen wollte.

„Lies!" sagte sie dann, unwillkürlich die Augen abwischend, die doch keine Thränen mehr kannten. „Das habe ich heute früh erhalten."

Es war ein Brief des Hilfsstaatsanwalts, worin sie aufgefordert wurde, sich freiwillig dem Gericht zu stellen, um der Pein einer Verhaftung zu entgehen. Berthilde las das Schreiben in tiefer Bewegung. Das war also der erste Schritt auf dem Armensünderpfad, wovor Armand ein solches Grauen empfand.

„Ich glaube, daß wir unter diesen Umständen keine Zeit verlieren sollten, Mama," erklärte sie dann. „Wenn du einverstanden bist, so fahren wir auf der Stelle in meinem Wagen ab."

„Du begleitest mich zu diesem Herrn Brécourt?"

„Zu ihm und an den Ort, wohin er dich schicken wird."

„Sogar ins Gefängnis?" fragte Frau Loysel, ihre Schwiegertochter erstaunt ansehend.

„Wenn man mir Zutritt gewährt, gewiß, Mama. Ich glaube aber nicht, daß es sich darum handelt, sondern daß man dir vorläufig ein Krankenhaus zum Aufenthalt anweisen wird."

„So gehen wir," sagte die Mutter.

Ihr Gang war unsicher, ihre Bewegungen unbestimmt, und Berthilde erkannte mit Schrecken, daß ihr die einfachsten Handgriffe schwer wurden. Die Unglückliche hatte vergessen, wie man ein Hutband knüpft; Handschuhe anzuziehen, bereitete ihr Schwierigkeiten. Das überarbeitete Gehirn war einem Zusammenbruch nahe, und der Aufenthalt im Spital bedurfte keines Vorwands mehr, er war dringende Notwendigkeit.

Während der Fahrt sprach Frau Loysel kein Wort, die Fragen Brécourts aber beantwortete sie ohne Scheu und Erregung. Nun, nachdem das Geständnis einmal abgelegt war, nahm sie die Folgen mit der hoffnungslosen Ruhe eines zur Schlachtbank geschleppten Tieres auf sich.

„Frau Loysel," sagte Brécourt mit einem verständigenden Blick in Berthildes Augen, „scheint mir nicht in der Verfassung zu sein, um ohne Pflege sich selbst überlassen zu bleiben. Wenn Sie die Dame der Obhut eines tüchtigen Arztes anvertrauen wollen, so würde ich die Verantwortung dafür übernehmen."

„Ich habe im Sinn, selbst bei ihr zu bleiben," versetzte Berthilde, ihn fest ansehend, und er verbeugte sich mit Ehrfurcht vor der jungen Frau.

Eine Stunde darauf lag Frau Loysel in einem klösterlich einfachen, reinlichen Spitalzimmer und raste in heftigem Fieber. Sie durchlebte in ihren Phantasieen Armands Kinderzeit und mühte sich vergebens, ihn lesen zu lehren.

„Du willst nicht, mein Liebling?" sagte sie überredend. „Das ist sehr unrecht von dir und betrübt deine arme Mama sehr. . . ."

Den Kopf in ihre Bettdecke schmiegend, zerfloß Berthilde in Thränen, und diese Thränen waren die letzte Weihe ihres Hochzeitstages. Die ganze Nacht wachte sie bei der Kranken, und wenn diese einige Ruhe fand, eilten ihre Gedanken zu dem geliebten Mann, der einsam im fremden Hause saß, das unentrinnbare Schicksal überdenkend.

Vierzehntes Kapitel.

Die Untersuchung war natürlich rasch erledigt. Bei Frau Loysel wich das Fieber einer großen Schwäche, und eine Zeit lang dachte man daran, die Verhandlung zu vertagen.

„Wenn es nicht ganz unmöglich ist, so bitte ich Sie, das Verfahren eher zu beschleunigen als zu verzögern," sagte

Armand zu Brécourt. „Ehe die Sache entschieden ist, kann ich ja nicht atmen.“

„Und wenn ich nach der Verhandlung tot zusammenbreche,“ erklärte Frau Loysel, „die Kraft, ihr beizuwohnen, habe ich! Am liebsten wäre mir, sie fände morgen schon statt!“

Berthilde hatte sie nicht mehr verlassen, halb aus Angst vor einem Selbstmordversuch, halb aus Angst, ihr geschwächtes Gehirn könnte in der Einsamkeit dem Wahnsinn verfallen. Kaum gönnte sie sich die Viertelstunde, die sie täglich mit Armand in dem nüchternen Sprechzimmer der Klinik verlebte, wohin er täglich kam, um anstandshalber nach der Mutter zu fragen und seine Frau zu sehen. Jedesmal beschwor sie ihn, die Kranke zu besuchen, und täglich erhielt sie den nämlichen abschlägigen Bescheid.

„Ihr Anblick würde dein Herz sicher erweichen . . .“

„Darum meide ich ihn! Ich könnte mich rühren lassen, und wenn ich hernach wieder zur Besinnung käme, wäre es um so schmerzlicher für sie wie für mich.“

Endlich war der Tag da, wo die Schuldige vor ihre Richter treten mußte. Kreideweiß wie das Tuch, das sie an ihre zuckenden Lippen preßte, die Haare unter der Witwenhaube völlig gebleicht, erschien Frau Loysel im Schwurgerichtssaal.

Armand hatte sich in das entlegene Landhaus geflüchtet, um kein Wort, kein Geräusch zu vernehmen; Berthilde begleitete, selbst in tiefe Trauer gehüllt, die Angeklagte. Ihr gegenübersitzend, hielt sie die arme Frau durch den unverwandt auf sie gehefteten Blick aufrecht.

Der Saal war zum Erdrücken voll. Eine Liebestragödie, und deren Heldin eine Frau aus der guten Gesellschaft! Alle Damen, die Frau Loysel je um ihre Schönheit, ihre Stellung, ihren Schmuck beneidet hatten, waren durch ihre Ehemänner, Brüder oder Vettern vertreten, die strengen Befehl hatten, über jede Einzelheit zu berichten!

Man erwartete natürlich Enthüllungen über heikle Punkte, ward aber bitterlich enttäuscht, denn die Angeklagte berief sich nur auf ihre Aussagen in der Voruntersuchung, und der Präsident verfuhr mit außerordentlicher Schonung. Sie war durch eine höhere Macht so furchtbar bestraft, daß

jede Verschärfung durch irdische Gewalt als unnütze Grausamkeit erschienen wäre.

Nur einmal durchlief ein angenehmes Gruseln die Versammlung, als ob die Zuhörer sich in Erwartung eines Leckerbissens die Lippen leckten, denn Frau Loysel gab auf die Frage: „Was bildete den Anlaß zu Ihrer That?" nicht sofort Antwort. Was würde sie sagen? Was würde man erfahren?

„Ich war eifersüchtig," versetzte die Witwe, die mageren Hände ineinander pressend, „wahnsinnig vor Eifersucht."

Das war alles. Armands Abwesenheit wie Berthildes Anwesenheit gaben natürlich Anlaß zu den mannigfaltigsten Deutungen. Die junge Frau wurde von einigen als Heilige gepriesen, von andern wurde diese Schaustellung ihrer Seelengröße scharf getadelt.

Während das Publikum sich enttäuscht ansah, erklärte der Präsident die Beweisaufnahme für geschlossen und erteilte dem Verteidiger das Wort. Dieser war ein junger Mann, ein Freund Armands und namentlich ein dankbarer Schützling von Berthildes verstorbener Mutter. Im Angedenken an sie hatte er sich erboten, die Verteidigung zu übernehmen, falls die Angeklagte ihm darin volle Freiheit lassen wolle, und von Mitleid erfüllt, verzichtete er auf allen rednerischen Schmuck, auf alles, was dem Anwalt selbst Ehre und Ruhm einträgt.

Mit unendlichem Zartgefühl trug er die Aufzeichnungen der unglücklichen Frau vor, und als er geendigt hatte, war kaum ein Auge trocken geblieben, hatten selbst die Böswilligsten einer Regung des Mitleids nicht wehren können.

„Das ist die Geschichte einer Seele," fuhr er fort. „Mögen solche, die keine Anfechtung kennen, den Stein auf sie werfen. Wer Schmerz und Anfechtung, in welcher Gestalt es auch sei, kennen gelernt hat, der wird fühlen, daß unter diesem Witwenschleier Schmerzen getragen werden, die vielleicht alles übersteigen, was er selbst je empfunden."

Die Geschworenen zogen sich zurück. Zehn Minuten darauf wurde der Wahrspruch verkündigt. Die Angeklagte Loysel war einstimmig freigesprochen worden und verließ am Arme ihrer Schwiegertochter das Gerichtsgebäude.

„Wohin bringst du mich?" fragte sie im Wagen. „Locke mich nicht in eine Falle, liebes Kind . . . ich will nach Salvagnat!"

„Aber nicht allein, Mama! Laß mich bei dir bleiben, ich bitte dich!"

Frau Loysel sah das junge Geschöpf ernst und innig an.

„Deine Aufgabe ist erfüllt, mein Kind," sagte sie. „Du warst mir der Engel des Heils."

„O sprich nicht so, Mama!" rief Berthilde erschüttert. „Ich, ich habe dich ja in den Abgrund gestürzt . . . aber ich glaubte und glaube heute noch, es war unsre Pflicht . . ."

„Das glaube ich auch, und ich danke dir, daß du mich sie erfüllen lehrtest. Aus eigener Kraft hätte ich's nicht vollbringen können."

Die zerbrechlichen Finger umklammerten in zärtlichem Druck Berthildes Hand.

„Ich wäre feige geblieben bis ans Ende und trüge eine Last mehr auf dem Gewissen," fuhr sie seufzend fort. „Und das Gewissen ist ein böser Gefährte in der Einsamkeit . . . ich danke dir, daß du es wenigstens darüber zum Schweigen brachtest."

Ihr Blick schweifte durchs Wagenfenster; der Anblick Vorübergehender that ihr fast körperlich weh.

„Deine Aufgabe ist erfüllt, Kind," wiederholte sie. „Jetzt gehörst du deinem Mann."

„Und wenn du mit mir zu ihm gingest, Mama?" sagte Berthilde schmeichelnd. „Wenn er dich sähe, dich sähe, wie du jetzt bist, er würde seiner peinlichen Gefühle sicher Herr werden."

„Nein," entgegnete die vom Sohne verstoßene Mutter. „Ich will nichts erzwingen, ihn nicht überfallen, er würde mir auch das noch nachtragen. Mir ist es höchst zweifelhaft, ob sein Herz sich je erweicht . . . eigener Kummer müßte es denn mürbe machen, und das wünsche ich bei Gott nicht! Er ist durch und durch mein Sohn, heftig, leidenschaftlich, beharrlich, wie ich . . . er wäre fähig gewesen, mich zu vergöttern, jetzt haßt er mich, einen Mittelweg gibt es bei uns nicht! Wenn er wüßte, wie ich ihn verstehe und wie ich ihm verzeihe . . . aber was liegt ihm daran, und woher nehme

ich das Recht, andern zu verzeihen? Später . . . wenn ich nicht mehr sein werde . . ."

Thränen, die ersten seit jenem Schreckenstag, rollten über die Wangen der blassen Frau.

„Mama, ich bitte dich, ich beschwöre dich," rief Berthilde, „laß mich bei dir bleiben!"

„Du fürchtest, ich könnte sterben? Nein, Kind, der Tod wendet sich von mir ab, sonst hätte ich diesen entsetzlichen Tag nicht erlebt. Und Selbstmord . . . siehst du, Berthilde, der würde Armands Gewissen zu schmerzlich belasten! Sei drum ohne Furcht! Ich werde weiter leben, bis Gott mich begnadigt. Geh jetzt zu deinem Gatten; mach ihn so glücklich, als du kannst . . . mit jedem Atemzug werde ich dich dafür segnen!"

Damit drückte sie einen innigen Kuß auf die Stirne der bitterlich Weinenden. Der Weg führte an der bescheidenen Villa vorüber, die Armand gemietet hatte; Berthilde stieg dort aus, und die einsame Frau fuhr weiter nach Salvagnat.

Zum erstenmal seit sie seinen Namen trug, überschritt Berthilde Armands Schwelle, aber, statt sich befreit und beruhigt zu fühlen, war die junge Frau von seltsamer Traurigkeit umfangen.

Eine Dienerin öffnete ihr; es war eine ihr unbekannte Person aus dem Dorf, denn Armand hatte nichts und niemand vom Elternhaus mitnehmen mögen. Er saß an dem frostigen Herbstabend im dämmerigen Wohnzimmer vor dem Kamin, worin das Feuer am Erlöschen war, und brütete stumpf vor sich hin. Bei Berthildes leichtem Schritt fuhr er auf.

„Du!"

„Gerettet! Einstimmig freigesprochen!" rief sie ihm zu, wagte aber nicht, zu ihm zu treten. „Und wenn du gesehen hättest, welche Rührung alle Welt ergriff!"

Er streckte abwehrend die Hand aus.

„Freigesprochen . . . Gott sei Dank!" sagte er zögernd. „Ich wäre an der Schande gestorben!"

„Und jetzt lebst du, wir leben, Armand . . . willst du unbarmherziger sein als Fremde?"

„O bitte, bitte, verschone mich!" rief er, aufs peinlichste berührt. „Ich kann nicht . . . ich kann nicht . . ."

Berthilde senkte schweigend das Haupt.

„Wo ist sie?“ fragte er nach längerer Pause.

„In Salvagnat.“

„Das ist das Richtige ... und wie ... wann werden wir endlich abreisen können? O mein Gott! Nur fort, fort von hier, wo mich alles an das Entsetzliche erinnert!“

Erschöpft sank er in sich zusammen, dann wandte er sich plötzlich wieder seiner Frau zu.

„Aber du ... du willst bleiben?“

„Ja,“ stammelte Berthilde, die Augen voll Thränen, das Herz zusammengeschnürt von unaussprechlicher Angst.

Er trat auf sie zu und schloß sie an seine Brust.

„Mein Weib, meine Geliebte, mein Trost! Ohne dich, ohne den Gedanken an dich hätten Schmerz und Schmach mich umgebracht! Ich ahne, ich weiß, was du ihr gewesen bist ... und ich ... nichts, nichts ... Jetzt mußt du mir leben, denn ... ob sie so schwer büßt, weiß ich nicht, aber ich ... ich ...“

Schluchzen erstickte seine Stimme, und Berthilde fühlte, daß ein ganzes Leben voll Frieden und Vertrauen kaum hinreichen würde, dieses zerrissene Herz zu heilen.

Armands Verzweiflung, die Mutter schuldig zu wissen, hätte sich nicht zu dieser Höhe gesteigert, wenn sich die Ursachen ihrer That nicht völlig seinem Verständnis entzogen hätten. Eifersucht versteht man nur aus persönlicher Erfahrung, ihm war sie ein Rätsel. Ueberdies weigerte sich die männliche Eigenliebe in ihm, zuzugestehen, daß des Notars Lebenswandel eine derartige Züchtigung verdient habe; er beurteilte ihn mild nach den Anschauungen der Gesellschaft, worin er aufgewachsen war. Er selbst war ja frei von diesen Schwächen; abgesehen davon, daß er Berthilde ausschließlich und von ganzer Seele liebte, schützten ihn Temperament und Geschmack vor Ausschweifungen. Immerhin erblickte er im Laster des Vaters kein Verbrechen; er bedauerte dessen Schwäche, aber zum Richter darüber fühlte er sich als Sohn nicht berufen.

Im Gegensatz dazu dünkte ihm das Vergehen der Mutter verabscheuenswert. Gern hätte er sie mit vorübergehender Geistesstörung entschuldigt, aber ihr eigenes Geständnis in seiner klaren Darstellung von Ursachen und

Umständen beraubte ihn dieser Möglichkeit. Hätte es sich um eine andre Frau gehandelt als seine Mutter, er hätte die Sache vielleicht eingehender geprüft, gerade kindliche Scheu hemmte sein Verständnis für ihre Beweggründe.

Berthilde ward ihm alles, was er von ihr gehofft hatte: Gattin, Schwester und Freundin. Sie kannten sich so genau, daß sie kaum der Worte bedurften, um sich zu verständigen, ihre Gedanken flossen unausgesprochen ineinander. Das einzige, was ihr stilles Glück trübte, war Berthildes Schweigen über Frau Loysel.

„Ich bitte dich, sprich nicht von ihr!" hatte Armand in einer Anwandlung von Gereiztheit hingeworfen, und die junge Frau befolgte sein Geheiß.

Zwei- oder dreimal in der Woche entfernte sie sich, je nach der Witterung, zu Fuß oder zu Wagen, und obwohl Armand wußte, daß Salvagnat ihr Ziel war, stellte er doch keine Frage. Mitunter hätte er wohl gerne gehört, wie ihr Besuch abgelaufen sei, aber sie hielt sich strenge an seinen Befehl, vielleicht in der geheimen Hoffnung, gerade durch ihr Schweigen Armand zu einer Frage zu veranlassen.

Geschäftliche Angelegenheiten machten ihm die Abreise von Clermont vorerst noch unmöglich; er erledigte sie so rasch es anging, vermied dabei nach Kräften seine Bekannten und beschränkte seinen Verkehr mit der Außenwelt aufs Unumgänglichste.

Frau Firminy grollte ihrer Nichte, weil diese, wie sie sagte, ihre Zustimmung zur Heirat erschlichen habe.

„Wenn ich je geahnt hätte, daß Frau Loysel den armen Notar umgebracht hat," sagte sie, so oft Berthilde zu ihr kam, „hätt' ich's nie und nimmermehr zugegeben! Denken zu müssen, daß m e i n e Nichte die Schwiegertochter einer Mörderin ist."

„Liebste Tante, sie wird die Verwandtschaft mit dir gewiß nie in Anspruch nehmen," beschwichtigte sie die junge Frau.

„Das ist ganz einerlei! Du hast unredlich an mir gehandelt!"

Zum Glück zog sich die vortreffliche Dame bald in ein Kloster zurück und fühlte sich dort so wohl, daß Berthilde auf eine versöhnliche Stimmung rechnen durfte.

Fünfzehntes Kapitel.

Als Grésil nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis den Namen des wahren Thäters erfahren hatte, war seine erste Regung gewesen, daß er Clermont verlassen müsse, um seinen Wohlthätern nicht mehr vor Augen zu kommen. Ihre Aufopferung deuchte ihm übermenschlich, und er fühlte wohl, daß sein Anblick sie aufs peinlichste berühren müsse. Allein an der alten Großmutter waren die Qualen der letzten Zeit nicht spurlos vorübergegangen, ein weiterer Schlaganfall hatte sie vollständig gelähmt und ans Bett gefesselt. Er konnte sie weder an einen andern Ort verpflanzen, noch im Stich lassen, und so mußte er wohl oder übel ausharren. In der alten Werkstatt hatte man ihn jetzt mit offenen Armen wieder aufgenommen, denn seit seine Unschuld im zweiten Fall bewiesen worden war, glaubte man plötzlich auch an seine Schuldlosigkeit im ersten, was nicht gerade logisch, aber zufällig das Richtige war.

Unter den Genossen fand er auch Brichol wieder, der dem Trunk noch mehr ergeben und noch heimtückischer war als früher. Er hatte Grésil anfangs schief angesehen und bei den Kameraden anzuschwärzen gesucht, allein im großen Ganzen lebt gerade im Volk ein ritterlicher Sinn, der sich des Unterdrückten annimmt, und Grésil wurde durch Brichols Tücken nur um so beliebter.

Das paßte der Frau Karoline durchaus nicht; sie hätte ihn gern erst aus der Werkstatt, dann aus dem Städtchen hinausbugsiert. Seit dem Tode des Notars wollte ihr Weizen nicht mehr so recht ins Blühen kommen, und sie war überzeugt, Grésil habe ihr Unglück gebracht. Außerdem trug sie ihm seine barsche Behandlung auf der Heide immer noch nach, vielleicht war sie sich auch insgeheim bewußt, daß sie eine Schlechtigkeit an ihm begangen hatte, und aus all diesen Gründen haßte sie ihn aufrichtig.

Einige Monate lang gelang es ihr, ihn ganz zu vermeiden. Sie war zu diesem Zweck sogar in einen Stadtteil gezogen, der eine Begegnung unwahrscheinlich machte, und ging ihm geflissentlich aus dem Wege. An einem März-

abend jedoch, wo sie die längere Tagesdauer nicht genügend bedacht hatte, stand sie plötzlich in einer wenig begangenen Straße dem einstigen Geliebten gegenüber.

„Oho! Habe ja lange nicht das Vergnügen gehabt!“ rief er. „Seit wir miteinander im Fegfeuer saßen ...“

„Was dir kein Glück gebracht hat!“ versetzte sie, dunkelrot vor Zorn über diese Anspielung. „Ich möchte wahrhaftig nicht zweimal im Loch gesessen haben!“

„Wenigstens war's beidemal der nämliche Herr, der mich hineingebracht hat!“ rief Grésil mit zornfunkelnden Augen.

Das Wort war so bissig, daß sogar Karoline verstummte. Grésil überzeugte sich durch eine rasche Umschau, daß die Straße menschenleer war und die Dämmerung rasch hereinbrach, dann zog er den Arm des jungen Weibes durch den seinigen und hielt ihn wie mit eiserner Klammer fest.

„Gehen wir! Man friert ja fast an, und ich habe dir viel zu sagen!“

„Wenn mein Mann uns begegnete!“ stöhnte sie unter verzweifelten Versuchen, sich frei zu machen.

„Würde mir nur angenehm sein! Du wohnst jetzt da draußen? Gehen wir in deine Wohnung ... es gab eine Zeit, wo ich dir stets willkommen war!“

Karoline war wirklich in Todesangst vor einer Begegnung. Nicht vor ihrem Mann zitterte sie, sondern vor irgend einer Gevatterin, die sie an Grésils Arm sehen und klatschen könnte. Da es ihr nicht gelang, sich gewaltsam loszureißen, wollte sie's im guten versuchen.

„Ach Ludwig!“ flüsterte sie keuchend, denn Grésils Gangart war für ihre rundliche Figur sehr anstrengend. „Wir hatten uns doch einmal lieb!“

„Das ist so lange her, daß ich's vergessen habe!“

„Weshalb schleppst du mich denn dann so fort?“ fragte sie, mit einem Ruck stehen bleibend, der ihn auch zum Stillstand zwang.

„Weil du eine richtige Giftschlange bist und mir's Spaß macht, dich zu ärgern! Thäte mir auch gar nicht leid, wenn andre Leute Gelegenheit hätten, sich von deiner Bravheit zu überzeugen.“

Er hatte sich wieder in Trab gesetzt, und sie mußte Schritt halten.

„Du bist mir bös, weil ich nicht zu deinen Gunsten ausgesagt habe? Sei doch vernünftig ... ich konnte doch nicht sagen ..."

„Zum Henker! Weshalb hättest du denn nicht sagen können, du seiest mir zufällig begegnet?"

„Man hätte es nicht geglaubt!"

„Aha! Das ist der Vorteil eines guten Rufs! Mindestens hättest du deine Schuldigkeit gethan gehabt."

„Es war ja gar nicht nötig!" keuchte sie, nach Luft schnappend. „Es ging ja ohne mich auch gut ab!"

Grésil blieb stehen, gab sie aber nicht frei.

„Ja," sagte er mit gefurchter Stirn. „Aber auf Kosten von Menschen, die ich liebe und verehre! Deine Aussage hätte mich frei machen können, ohne solche Opfer."

„Es ist doch besser, daß die Wahrheit an den Tag kam."

„Wenn du von Wahrheit redest, das macht sich nett!" höhnte er, sie mit sich fortziehend wie einen widerspenstigen Hund. „Das Wort paßt in deinen Mund wie seidene Strümpfe an einen Kuhfuß!"

„Immerhin habe ich meinen Mann nicht totgeschossen," brummte Karoline, vor Zorn und Anstrengung am Ersticken.

„Nein, du brätst ihn langsam am Spieß! So ... jetzt noch ein Stückchen Weg in dieser Straße, wo es von Leuten wimmelt, dann verzichte ich auf die Ehre!"

Karoline zerbrach sich den Kopf, wie sie ihn bis aufs Blut kränken könnte. Jetzt endlich fiel ihr etwas Zündendes ein.

„Die muß gehörig in dich verschossen sein, diese Fräulein Berthilde! Seine eigene Schwiegermutter vor Gericht schleppen, um deinen Kopf zu retten!"

„Karoline!" schrie Grésil. „Ich habe noch nie ein Weib geschlagen, aber du bist kein Weib, du bist ..."

Er holte zum Schlage aus, sie aber bückte sich und entschlüpfte seinem Arm. Taumelnd, als ob er einen Hieb auf den Kopf erhalten hätte, setzte er seinen Weg fort; ihr nachzueilen kam ihm gar nicht in den Sinn.

„Wenn sie das auch zu andern sagte! Im stande dazu ist das Scheusal!" war sein einziger Gedanke, der ihn manche Nacht um Schlaf und Ruhe brachte.

Sechzehntes Kapitel.

Nach und nach wurde Armand Loysel ruhiger. Die Aussicht, in acht bis vierzehn Tagen die Stadt verlassen zu können, wirkte erlösend und befähigte ihn zu maßvollerer Anschauung, richtigeren Eindrücken, so daß er auf dem Wege war, sein inneres Gleichgewicht wiederzufinden.

Von außen war ihm zwar keine Hilfe geleistet worden, die wenigen Bekannten, die er ab und zu gesehen hatte, waren ihm mit der vorschriftsmäßigen Teilnahme begegnet, etwa, wie man den Hut abnimmt vor einem Leichenzug, aber es war ihm nicht entgangen, daß ihre Höflichkeit Scheu und Entfremdung nur notdürftig verhüllte, und sein verletztes Selbstgefühl hatte ihn veranlaßt, Begegnungen zu vermeiden, die immer eine Verstimmung hinterließen. Den Sohn eines Wüstlings und einer Mörderin konnte die Gesellschaft nicht brauchen, aber er brauchte die Gesellschaft auch nicht! Was lag ihm an ihrer Gleichgültigkeit, Vergeßlichkeit und Befangenheit? Er hatte ja seine Frau!

Sie war ihm alles und mehr, als er gehofft hatte. Die Willens- und Thatkraft, womit sie die Wahrheit ans Licht gebracht und der Schuldigen dann beigestanden hatte, diente ihr jetzt dazu, den geliebten Mann mit Geduld und in aller Stille aufzurichten.

Es ist weit schwieriger, zu jeder Stunde des Tages hilfsbereit zu sein und frohen Muts zu scheinen, als eine Heldenthat zu vollbringen, aber es gibt einzelne Naturen, die unaufhörliches geistiges Ausgeben und unausgesetzte Willensanspannung nicht anzustrengen scheint. Es bleibt ihr Geheimnis, welch tiefe Erschöpfung dies tägliche Einsetzen der ganzen Persönlichkeit hervorruft, das scheinbar unbewußt und mit kaum merklichem Erfolg geschieht.

Armand war, vom Leid überwältigt, zu Boden gedrückt worden, und ohne seine junge Frau wäre er rettungslos vernichtet, keines Aufraffens fähig, liegen geblieben. Berthilde wußte ihm durch ihre Ruhe und ihr Beispiel etwas von ihrer inneren Ruhe mitzuteilen, sie übte eine heilsame Suggestion auf ihn aus, aber in demselben Maß, als Ar-

mand sich wieder im Leben zurechtfand, schien ihre Spannkraft nachzulassen. Hatte sie zu viel Lebenskraft ausgegeben, oder zehrte die ungeduldige Erwartung einer Begnadigung an ihr, die Armand unerbittlich verweigerte?

Sie setzte ihre Besuche bei der Mutter unentwegt fort. Frau Loysel hatte den Winter in vollständiger Abgeschlossenheit ohne Bücher, ohne Zeitung, ohne jegliche Ablenkung, fast ohne Nahrung zugebracht.

„Du thätest besser, in irgend ein Stift einzutreten," sagte Berthilde eines Tages. „Diesem Leben wäre es jedenfalls vorzuziehen!"

„Glaubst du, daß ich die Blicke andrer Frauen ertragen könnte?" versetzte die Einsame mit ungewohnter Lebhaftigkeit.

Berthilde schwieg; sie dachte an das, was sie empfand, wenn sie einstige Freundinnen auf der Straße sah.

„Aber immer kannst du doch nicht so fortleben," bemerkte sie dann.

„Ich fühle mich noch am wohlsten hier. Zu Gefährten habe ich meine Gedanken, die keine Langeweile aufkommen lassen. Wenn du wüßtest, was ich zu denken habe ... eine ganze Welt ... und dann werde ich ja auch nicht zu lange leben ..."

„O Mama! Du bist noch jung!"

„Ja, und doch Jahrhunderte alt. Und dann ... ich habe meinen Mann getötet, weil ich ihn haßte ..."

Die junge Frau blickte überrascht auf; trotz gegenseitigen schrankenlosen Vertrauens war Frau Loysel bisher kein einziges Mal auf ihre That zurückgekommen.

„Ja, weil ich ihn haßte, so schrieb ich's, so dachte ich, so denke ich mitunter noch ... und dabei vergehe ich vor Heimweh und Sehnsucht nach ihm! Ich lebe der Hoffnung, daß er mir vergibt, wie ich ihm vergeben habe! Er hatte meine Seele gemordet, ich habe seinen Leib getötet, und nun ist meine Seele wieder auferstanden und sucht ihn ... darin, glaube mir, Kind, liegt meine wahre Buße!"

Sie schwieg, und ihre Blicke schweiften durchs Fenster über die cypressenähnlichen Tannen des Thals.

„Solange der Haß uns beherrscht, sind wir stark, und Gewissensbisse sind nicht Reue. Ich bereute meine That, weil der Mord eine Ungeheuerlichkeit ist, aber ich trauerte

anfangs nicht um meinen Gatten, ich hätte ihn nicht ins Leben zurückrufen mögen ... nein, um keinen Preis! Jetzt aber ..."

Die Stimme versagte ihr. Thränen standen in ihren Augen.

„Jetzt aber," vollendete sie ganz leise, „fühle ich, wie ich ihn noch immer liebe. Mein Haß war nichts als Zorn! Ich wollte alle Qualen erdulden, könnte ich ihn nur noch einmal sehen, ihn um Verzeihung bitten."

Berthilde machte unwillkürlich eine Bewegung, die Frau Loysel nicht entging.

„Das begreifst du nicht? Ich weiß, was du denkst ... ich hab's ja ausgesprochen, daß ich ihn haßte, weil er mich erniedrigt hatte! Ja denn, das ist wahr! Ich bin mir bewußt, durch seine Schuld meine weibliche Würde eingebüßt zu haben, aber gerade deshalb habe ich auch das Recht eingebüßt, stolz zu sein. Eine edlere Natur hätte Widerstand geleistet, ich konnte erniedrigt werden, weil ich von Natur niedrig war. Wie sollte ich ihm darüber grollen, ihm ..."

Sie brach wieder ab und fuhr dann fort: „Es kommt auch vor, daß man gleichzeitig liebt und verachtet. Verachtung lehrt uns der Verstand, Liebe kommt ohne unser Zuthun ... Ich weiß, was er war, und ich liebe ihn noch ... ich werde sterben vor Schmerz um ihn, der mir durch meine Hand genommen ward ...!"

Sie warf sich auf ihr schmales Bett und zerfloß in Thränen. Berthilde trat zu ihr.

„Nein, sag' mir kein Wort, rühre mich nicht an! Tröste mich nicht, gewähre mir keine Zärtlichkeit ... Armand that recht, mich von sich zu stoßen. Hätte er anders gehandelt, ich wäre stolz geblieben auf meine That, in Haß verharrt. Daß er mich aus seinem Herzen verstieß, hat mir die Augen geöffnet ... nicht er, die Geschworenen waren im Irrtum. Als sie mich freisprachen, fand ich's nur recht und billig, jetzt sehe ich ein, daß ich alle Strafen der Welt verdient hätte, denn ich habe gemordet, den ich liebte ... ach, wie sehr liebte!"

„Mama!" flüsterte Berthilde sanft.

„Ich weiß, ich weiß, er habe mich nicht geliebt, meinst du?

Was lag daran, wenn ich ihn nur liebte! Er lebte, ja, ich konnte ihn lieben, ihn sehen, seine Stimme hören, jetzt habe ich nichts mehr ... nichts ... als dich! Aber dich habe ich nicht verdient. Du kamst zu mir wie eine Botin von oben ... ein Anrecht an deine Hingebung habe ich nicht ... während er ... Gesetz und Gott hatten ihn mir gegeben, wie mir Gott mein Kind gab! Durch eigne Schuld verlor ich den Gatten und meinen Sohn ... o, meinen Sohn!" Ihre Thränen waren versiegt. Sie richtete sich auf und strich die weißen Haare aus dem verstörten Gesicht.

„Die Gerechtigkeit fordert, daß ich bestraft werde, aber diese Schmerzen sind vielleicht eine hinreichende Züchtigung," sagte sie. „Solange ich den Toten haßte, fand ich die Entfremdung von meinem Sohn natürlich ... wir hätten uns nicht verstanden, denn er liebte ihn ja! Jetzt, da auch ich ihn liebe, da mein Herz wieder warm schlägt und nicht mehr ein fühlloser, kalter Stein ist, sehne ich mich nach meinem Sohn, Berthilde! Mein Herz schreit nach ihm."

„Vielleicht könnten wir ihn mit einem Zusammentreffen überraschen," schlug Berthilde zögernd vor.

„Nein, das würde er mir nie verzeihen, und auch dir nicht, mein armes Kind. Nein, nein ... aber wenn sein Herz sich erweichen, wenn er meine Not mitfühlen könnte! Sag' ihm, wie ich leide, sag' ihm alles, Berthilde ... mein Stolz ist gebrochen."

„Ich werde thun, was ich vermag."

Dieser Auftritt hatte in Berthilde selbst neue Saiten berührt. Bisher hatte Mitleid sie zu der Schuldigen hingezogen, nun erweckte die Frau, die den von eigener Hand getöteten Gatten beweinte, ihre innige Liebe.

Wortgetreu wiederholte sie ihrem Mann Frau Loysels Aeußerungen, enthielt sich aber jeder eigenen Meinung, um die Wirkung nicht abzuschwächen.

„Ich beklage sie," sagte Armand gelassen. „Sie ist meines Mitleids würdig, aber mein Gefühl für sie bleibt unverändert. Du hast recht gethan, mir alles zu erzählen, denn es ist gut, daß ich um diese Wandlung weiß, aber fordere nicht von mir, daß ich sie wiedersehe, ich beschwöre dich."

Diese Abweisung verletzte Berthilde. Bisher war ihr die Härte des Sohnes gegen die Mutter wohl herb, aber

verständlich erschienen, heute fand ihre Liebe keine Entschuldigung mehr dafür. Sie sprach sich nicht darüber aus, sie wollte ihm auch nicht kühler begegnen, unwillkürlich aber geschah es doch. Wenn er sie küßte, so mußte sie an die Verstoßene denken, die nach der Berührung dieser Lippen lechzte, es kam ihr selbstsüchtig vor, sich lieben zu lassen, während die einsame Mutter nach Liebe dürstete. Er fühlte, wie sie sich innerlich von ihm entfernte, und that desgleichen.

Als Berthilde wieder zu Frau Loysel kam, nannte sie Armands Namen nicht, und die Mutter fragte nicht nach ihm.

Siebzehntes Kapitel.

Berthilde war in Salvagnat.

Seit der Frühling nahte, ging sie meist zu Fuß hin. Armand, der sie sonst häufig bis in die Nähe des Hauses begleitet hatte, war heute daheim geblieben. Seit dem Tage, wo Berthilde ihm von seiner Mutter erzählt hatte, waren sie überhaupt nicht mehr so unzertrennlich, denn jedes hatte Gedanken, die es dem andern verschwieg. Am Fenster sitzend, las er ein neues Buch, das ihn aber nicht sehr fesselte und ihm Zeit ließ, an die Reise zu denken, die sie in ein paar Tagen endlich antreten wollten.

Mit einemmal kam ihm Fontanas in den Sinn, vielleicht, weil die Sonne durch die Scheiben spielte und runde Flecken auf den Bodenteppich malte, vielleicht auch, weil sein Unglück die Erinnerung an sein Glück heraufbeschwor.

Fontanas! Das krystallhelle Wasser, so frisch und rein, wie seine junge Liebe, Berthildes Goldhaar, von Sonnenstrahlen umspielt, Vertrauen, Neigung, Zuversicht, Ehre und Ansehen, alles war sein eigen gewesen an jenem Tag!

„Wenn wir wieder hingingen?“ fragte er sich. „Vielleicht käme die alte Glückseligkeit wieder über uns? Vielleicht

würde der Anblick dieser Quellen Berthilde wieder zärtlicher stimmen?"

Eigentlich war es noch nicht lange her, daß diese Entfremdung sich eingeschlichen hatte; wenn er's recht überlegte, kaum ein paar Tage, aber diese Tage waren ihm endlos lang vorgekommen.

„Sie gehört jetzt mehr meiner Mutter als mir," dachte er. „Wer hätte denken können, daß sie mich vernachlässigen würde? Denn ich bin jetzt recht oft allein ... und ich habe doch nur sie ... sie hat meine Mutter und mich ... ich werde mir doch nicht einfallen lassen, eifersüchtig zu sein auf meine Mutter! Ich, der ich jegliche Eifersucht verschworen habe! Und Neid auf die Unglückliche? Sie wird einsam genug sein nach unsrer Abreise ..."

Es war ihm bisher nie in den Sinn gekommen, sich Frau Loysels Zustand in Berthildes Abwesenheit vorzustellen. Doch ganz im stillen mußte sich das Mitleid doch eingenistet haben, denn ihre Verlassenheit fiel ihm mit einemmal schwer aufs Herz, nach Männer- und Jugendart schob er aber diese lästigen Gedanken rasch von sich.

Da ging der Briefträger am Haus vorüber, und gleich darauf brachte ihm das Mädchen einen Brief. Die Adresse war schlecht und unordentlich geschrieben. „Ein Bettelbrief!" war sein erster Eindruck.

„Wenn Herr Armand Loysel," lautete der Inhalt, „wissen möchte, weshalb seine Frau ihre Schwiegermutter vor Gericht stellte, braucht er sich nur der Freundschaft zu erinnern, die sie von jeher für einen Menschen Namens Grésil hatte. Herr Armand Loysel müßte wenig Grütze im Kopfe haben, wenn er nicht merkte, was aller Welt klar ist."

„Welche Niederträchtigkeit!" rief er, das Blatt zu Boden schleudernd. „Und nicht einmal wissen, wer der Urheber ist!"

Er nahm das Blatt wieder auf und las den Inhalt noch einmal durch.

„Dazu gehört ebenso viel Dummheit als Gemeinheit. Grésil ..."

Er schüttelte sich, als ob er einen Alp loswerden wollte, und schleuderte den Brief ins glostende Kaminfeuer. Kaum aber züngelte ein Flämmchen auf, als er hinstürzte und

das Blatt wieder herauszog, wobei er sich die Finger verbrannte und doch nur noch einen Fetzen rettete, den er dann vollends der Glut preisgab.

„Abgeschmackt! Grésil! Sonst pflegt dem Klatsch doch wenigstens eine Möglichkeit zu Grunde zu liegen. Hier aber ist's reiner Blödsinn."

Die Menschen hatten demnach sogar gewagt, Berthildes Vermittlung einer Kritik zu unterziehen? Es konnte verschiedene Auffassungen ihrer Schutzengelrolle geben? Es gab Seelen, die selbst so niedrig waren, daß die Größe und Reinheit dieses Frauengemüts für sie ein Rätsel bildete?

Seine erste Regung war ungeteilte Empörung. Verleumdung tastet ja die Besten an, aber daß sie eine Berthilde antasten konnte, das überstieg doch alle Grenzen. Schließlich war es aber doch erklärlich ... weshalb hatte sie derart in den Vordergrund treten müssen? Einen unschuldig Angeklagten zu retten, war ja sicherlich eine Pflicht gewesen, der man sich nicht entziehen konnte, aber die Einzelheiten in diesem Fall waren eben besonders peinlicher Art. Je mehr Armand sich's überlegte, desto mehr erschien es ihm, als ob Berthilde ihrem Rechtsgefühl mit einer gewissen Grausamkeit Geltung verschafft hätte. War es denn nötig gewesen, den Weg zu betreten, der zum Abgrund führen mußte?

Armand lehnte sich auf gegen die Feigheit der eigenen Gedanken. Was galt ihm die Meinung der Welt über das Verhalten seiner Frau, vollends die Meinung von Leuten, die anonyme Briefe schreiben? Wenn die ganze Welt an ihr gezweifelt hätte, er wußte doch, daß sie das reinste, edelste, tapferste Weib unter Gottes Sonne war! Und wenn seine Mutter das Geständnis nicht abgelegt, das Rätsel nicht gelöst hätte, wäre Armand durch ihr Schweigen etwa von der inneren Gewißheit ihrer Schuld befreit worden?

Nun aber tauchten vor dem unglücklichen Sohn alle die Truggebilde und Götzen auf, womit wir uns umgeben, die uns Gesetze vorschreiben, die unsre Persönlichkeit bis zur Unkenntlichkeit modeln; wesenlose Schatten, wenn man will, und doch leibhaftige Beherrscher der gesellschaftlichen Zustände, häufig genug Todfeinde unsres sittlichen Bewußtseins.

Frau Loysel war durch ihr freiwilliges Geständnis sittlich geläutert und gereinigt, im weltlichen Sinn hatte sie

ihrer Familie damit ein unauslöschliches Brandmal der Schande aufgedrückt. Wenn Grésil Jugend und Mannesalter im Zuchthaus verlebt, als ein gebrochener, verbitterter, verlotterter Mensch daraus hervorgegangen wäre, die Familie Loysel hätte sich besser dabei befunden. Was lag denn schließlich daran, ob ein unbekannter Arbeiter fremde Schuld abbüßte oder nicht? Wem hätte es geschadet? Niemand als dem armen Burschen selbst und seiner alten Großmutter; durch Frau Loysels Geständnis jedoch war eine hochangesehene Familie mit Schmach bedeckt worden.

Armand war nicht ohne Sinn für diese Weltklugheit; er hatte sich nie damit befaßt, sie zu üben oder zu begreifen, und doch war sie ihm ins Blut gedrungen wie ein Giftkeim, den man einatmet. Angesichts dieser geheimnisvollen Verdächtigung erkannte er ihre Tragweite.

Die kühle Haltung einstiger Freunde, die Vereinsamung, worin man ihn mit seiner Frau leben ließ, rührten vielleicht nicht nur von der peinlichen Lage her, die seiner Mutter Schuld herbeigeführt hatte, möglicherweise hatte auch Mißtrauen gegen Berthilde teil daran. . . . Ach, wenn er den Verleumder, der diese Lüge in die Welt gesetzt hatte, hassen, niederwerfen, vernichten könnte! Aber solche Leute faßt man ja nicht, sie leben möglicherweise in unsrer nächsten Nähe, wir streifen sie auf der Straße, atmen den Gifthauch ihres Mundes ein und ahnen es nicht.

Er warf einen Blick auf die Uhr.

„Wie lange sie heute ausbleibt!“

Da ertönte die Klingel, und dann trat Berthilde mit frischen, von der herben Frühlingsluft geröteten Wangen ein. Zur Begrüßung küßte sie ihren Mann wie immer, doch er erwiderte den Kuß minder lebhaft als sonst.

„Ich komme nur im Fluge zu dir,“ sagte sie. „Die Mama hat mich gebeten, ihr Besorgungen in der Stadt zu machen. Ich fahre dann nach Hause.“

„Muß das denn heute sein?“ fragte Armand verstimmt. „Es ist schon vier Uhr.“

„Ich werde vor Tisch doch noch fertig damit . . . es fehlt ihr an allem, und von ihren Sachen im alten Hause will sie nichts sehen. So kaufe ich, was sie braucht und werde ihr es morgen früh durch die Milchfrau schicken.“

Armand konnte keinen verständigen Grund dagegen finden, aber dieser Ausgang verdroß ihn.

„Ist dir's nicht recht?" fragte Berthilde unbefangen. „Freilich, du bist dann fast den ganzen Tag allein . . . aber es muß sein, Mama hat kein anständiges Paar Strümpfe mehr."

„Ich könnte ja mit dir gehen?" warf er fragend hin.

„In die Läden?" versetzte sie zögernd. „Das ist sonst nicht deine Liebhaberei, und ehrlich gesagt, solchen Krimskrams besorgen . . ."

„Ich wäre dir lästig?" bemerkte er gereizt. „Nun wie du willst!"

Berthilde sah ihn erstaunt an. Sie hatte seine Begleitung abgelehnt, weil sie im stillen fürchtete, diese Einkäufe von Kleinigkeiten zur Trauerkleidung könnten ihn allzu schmerzlich an das Geschehene mahnen; seine Gereiztheit war ihr unbegreiflich.

„Begleite mich bis zur Hauptstraße," sagte sie, „in die Läden gehe ich dann allein."

„Danke," sagte er, „ich bleibe lieber zu Haus."

Berthilde überlegte, ob es nicht ratsam wäre, ihren Plan aufzugeben. Da sie aber den wirklichen Grund von Armands Mißstimmung nicht ahnen konnte, fiel die Notwendigkeit dieser Besorgungen schwerer in die Wagschale. So ging sie denn betrübt ihres Weges und nahm sich vor, möglichst rasch heimzukehren, um Armand aufzuheitern.

Kaum war sie einige Minuten weggegangen, als ihr Mann seine Unfreundlichkeit bereute und eilends das Haus verließ, um sie noch einzuholen. Allein sie hatte doch einen bedeutenden Vorsprung und ging so rasch, daß er die schlanke schwarze Gestalt, die er auf der Landstraße noch ein paarmal erblickte, nicht mehr erreichen konnte. In der Stadt selbst verschwand sie alsbald, und er beschloß nun, selbst einige längst aufgeschobene Gänge zu machen und womöglich vor ihr zu Hause zu sein.

Achtzehntes Kapitel.

Berthilde hatte ihre Einkäufe besorgt und eilte nun nach der Wohnung des Lohnkutschers, der sie nach Hause fahren sollte. Dabei schritt sie quer über einen kleinen Platz, als sie Grésil erblickte. Der einstige Schulkamerad ließ den Kopf hängen und hatte eine so schlaffe Haltung, daß sie ihn kaum erkannt hätte. Die Begegnung war ihr unerwünscht und rief doch so viele Erinnerungen wach, daß sie unwillkürlich stehen blieb. Grésil, der sie bisher nicht bemerkt hatte, blickte plötzlich auf und wurde dunkelrot, als er sie erkannte.

„Fräulein Berthilde ... ach, verzeihen Sie ... gnädige Frau,“ stotterte er. „Ich weiß nicht, ob mich's freut, oder kränkt, daß ich Sie sehe!“

„Wieso, Grésil?“ fragte die junge Frau, die mit Erstaunen wahrnahm, daß dieser sich mit scheuen Blicken nach allen Seiten umsah.

„Ach, weil Sie gar so viel Not und Elend mit mir hatten, gnädige Frau, und vielleicht ist's damit noch nicht einmal zu Ende! Die Großmutter ist krank und verlangt sehr nach Ihnen. Ich hab's Ihnen nicht schreiben mögen, weil ich nicht recht wußte, wie ich's angreifen sollte und ob's Ihnen nicht unangenehm wäre ... aber sehen Sie wohl, Fräulein ... gnädige Frau ... sie ist so alt und möchte Sie so sehr gern noch einmal sehen ... ich weiß, daß ich viel verlange, aber weil ich Sie nun eben getroffen, will ich meinen Auftrag wenigstens bestellt haben!“

Währenddessen beobachtete er alle Vorübergehenden mit wachsamen Blicken.

„Ich weiß nicht, ob ...“

„Sie will Sie nämlich um etwas bitten, um was, das kann ich Ihnen nicht sagen, und dann möchte sie Ihnen danken. Sie weiß ja, ohne daß ich nötig gehabt hätte, es ihr zu sagen, daß ohne Sie ... kurz, sie möchte, wie sie sagt, ihre Rechnungen ins reine bringen ... ich kann nur sagen, sie würde ruhiger sterben, wenn Sie ihr den Willen thäten, und schließlich ... ein Unrecht geschieht ja niemand damit, meine ich.“

Der junge Mann sah sie so flehend und zugleich so verängstigt an, daß Berthilde sich halb gerührt, halb beklommen fühlte; aber die herzliche Zuneigung, die sie der alten Frau von Kinderzeiten her bewahrt hatte, gebot ihr, diesem Ruf zu folgen.

„Nun denn,“ sagte sie, nach der Uhr sehend, „weil es schon spät ist, will ich sofort zu ihr gehen. Morgen käme ich vielleicht nicht dazu, und in den nächsten Tagen werden wir auf Reisen gehen.“

„Dann ist's um so besser, wenn Sie's heute thun!“ stimmte Grésil bei. „Wenn ich Sie auch nie mehr sehen sollte, Frau Berthilde, so schadet's nicht ... die Großmutter wird Ihnen schon alles Nötige sagen! Leben Sie wohl, Frau Berthilde!“

„Begleiten Sie mich denn nicht zu ihr?“ fragte sie.

„Ich? Keine Rede! Leben Sie wohl, Frau Berthilde.“

Damit zog er seine Mütze und machte kehrt. Höchlich verwundert über diesen jähen Abschied schlug Berthilde den Weg nach dem ihr so wohlbekannten alten Häuschen ein. Die Stube war heute nicht mehr so sonnig, wie bei ihrem letzten Besuch, dafür strahlte das damals vergrämte Antlitz der Greisin von heiterer Zuversicht, und bei Berthildes Anblick leuchteten ihre Augen vor Freude.

„Endlich!“ sagte sie mit schwacher Stimme. „Ich wußte es ja, daß Sie kommen würden! Hat er Ihnen geschrieben?“

„Nein, ich begegnete Grésil auf der Straße und er sagte, Sie wollten mich um etwas bitten. ...“

„Ja, ich will's Ihnen gleich sagen.“

Sie schickte das Nachbarskind, das in Grésils Abwesenheit bei ihr war, fort und bat Berthilde, sich an ihr Bett zu setzen.

„Sie haben mir mehr Gutes gethan, als irgend ein Mensch auf Erden, und daß ich's weiß und Ihnen dankbar bin, das wollte ich Ihnen sagen, ehe der liebe Gott mich abruft. ...“

Berthilde hielt den Blick gesenkt. Jede Anspielung auf ihren Eingriff in die traurigen Vorgänge berührte sie peinlich, und es war ihr auffallend, daß die sonst so feinfühlige

alte Frau dieses Gefühl weder voraussetzen, noch schonen zu wollen schien.

„Und doch," fuhr die Kranke fort, „gibt es jemand, dem ich noch mehr verdanke als Ihnen, und dieser Person möchte ich danken ... der Frau Notar nämlich. ..."

Berthilde schreckte sichtlich zusammen, und die müden Augen der Greisin füllten sich mit Thränen.

„Wundert Sie das?" fragte sie sanft. „Ja, sehen Sie, wenn die Frau Notar geschwiegen hätte, so wäre die Sache den Herren vom Gericht sonnenklar vorgekommen, und mein Junge säße jetzt im Zuchthaus. Manche andre an ihrer Stelle hätte geschwiegen ... es ist was Schönes, wenn einer seine Schuld gesteht, um einen Unschuldigen zu retten! Sie sagen vielleicht, das sei ja ihre Pflicht gewesen. ... Freilich, aber wie viele würden diese Pflicht erfüllt haben? Drum möcht' ich sie sehen und ihr danken, und lange warten kann ich nicht mehr ... wollen Sie ihr's sagen?"

„Ja, das will ich, aber ob sie kommen wird, weiß ich nicht. Sie verschließt sich vor aller Welt. ..."

„Ich bin nicht alle Welt," versetzte die Kranke mit Würde, „sondern eine Sterbende. Zu einer solchen kommt unser Herrgott, da kann auch die Frau Notar zu mir kommen."

Berthilde beugte sich über die alte Frau und küßte ihre weiße Stirn.

„Bestellen werde ich's ihr, Mutter Grésil, und ich hoffe, daß sie kommen wird. Ich jedenfalls ..." sie kämpfte mit ihren Thränen ... „danke Ihnen, daß Sie daran dachten, sie herbeizurufen, danke Ihnen in meinem und in ihrem Namen für all die guten Worte ..."

Seltsam bewegt verließ sie die alte Frau. Sollte sie ihrem Mann von diesem Besuch erzählen, ihm sagen, daß sie das Haus betreten hatte, von dessen Schwelle sie allerdings nichts fernhielt als ein gewisses Schicklichkeitsgefühl, im Grund nur die Rücksicht auf andrer Meinung? Würde sie den Mut haben, Grésils Namen zu nennen, während Armand doch mit krankhafter Beharrlichkeit alles mied, was ihn an sein Unglück erinnerte.

Von diesen Gedanken erfüllt, eilte sie flüchtigen Fußes dahin, ohne ihren Gatten zu bemerken, der, wie er sich ein-

redete, rein zufällig, in Wahrheit aber von innerer Unruhe getrieben, auch in diesen Stadtteil geraten war. Sie eilte ahnungslos an ihm vorüber, er aber hatte sie gesehen.

Sie kam noch eine halbe Stunde vor der Essenszeit nach Hause, wo sie mit Erstaunen hörte, daß Armand ausgegangen sei. Ohne länger darüber nachzudenken, kleidete sie sich mit Sorgfalt um, denn sie wollte ihn frisch und heiter empfangen. Er kam ziemlich spät nach Hause, verstimmt und verstaubt.

„Du bist doch noch ausgegangen?" fragte sie, als sie sich zu Tisch gesetzt hatten.

„Ja. . . . Hast du all deine Einkäufe besorgt?"

„Gewiß, morgen früh wird Mama alles erhalten, was sie braucht," versetzte sie nicht ohne Befangenheit.

Die Augen kaum von seinem Teller erhebend, blieb er wortkarg und verdrießlich, so daß sie den Gedanken, ihm von Grésil zu erzählen, vollends aufgab. Er dagegen erwartete mit Spannung eine Erklärung des Besuchs in jenem Hause, und weil jedes dem andern seine Gedanken verschwieg, senkte sich ein dichter Nebelschleier über das Einzige, was ihnen geblieben war, ihre Liebe.

Neunzehntes Kapitel.

Armand sprach wenig mehr mit seiner Frau. Anfangs fürchtete sie, sein verändertes Benehmen könnte von körperlichen Leiden herrühren; bald wurde ihr indes klar, daß er nur seelisch litt. Dazu war ja Grund genug vorhanden, und doch fühlte sie, daß ein neuer, ihr unbekannter hinzugetreten sein mußte, ja sie ahnte sogar, daß Eifersucht in ihm gäre, nur bezog sie diese einzig und allein auf ihr Verhältnis zu seiner Mutter. Sie hatte sich ja oft genug selbst gesagt, daß jeder Liebesdienst für die unglückliche Frau einer stummen Anklage des Sohnes gleichkomme; sie hatte mehr als einmal ihrem Herzen Gewalt anthun, ihr Mitleid be-

zwingen wollen, es war ihr indes immer nur auf Augenblicke gelungen; nun aber war Armand so verschlossen und kalt, daß sie beschloß, den Namen seiner Mutter gar nicht mehr in den Mund zu nehmen. Die Folge war, daß ihre Befangenheit noch zunahm und der Gatte darin neuen Anlaß zu Zweifeln fand.

Er konnte ja nicht zugeben, er würde nie zugegeben haben, daß der unbekannte Verleumder sich auf Gründe stütze; aber warum machte ihm Berthilde aus einem harmlosen Krankenbesuche ein Geheimnis? Und weshalb ging sie überhaupt zu der alten Frau, während es doch geboten war, ihr fernzubleiben? Hundertmal schwebte ihm diese Frage auf den Lippen, aber Stolz und ein geheimes Gefühl der Beschämung hinderten ihn, sie auszusprechen.

Berthilde verging fast vor Sehnsucht, die Mutter zu besuchen. Die Botschaft der Kranken lag ihr um so schwerer auf der Seele, als sie fest überzeugt war, daß diese Unterredung der armen Seele Trost und sittlichen Halt gewähren würde. Aber Armand war so zugeknöpft, daß sie nicht davon zu sprechen wagte; dazu goß es in Strömen, und die Mühe, sich einen Wagen zu bestellen, verzögerte vollends die Ausführung des Besuchs.

Außerdem war die junge Frau sehr beschäftigt. Armand wollte ja Clermont für immer verlassen und hatte das Loyselsche Haus an den Amtsnachfolger seines Vaters verkauft, Frau Firminy das ihrige an einen reichen Kaufmann vermietet; das junge Paar mußte sich also schlüssig werden, wie viel von beiden Einrichtungen beibehalten werden sollte. Frau Loysel hatte längst erklärt, daß sie nichts von ihren alten Sachen zu haben wünsche; Armand war widerstrebend noch einmal in sein Elternhaus gegangen und hatte ohne langes Besinnen ein paar kostbare Stücke ausgewählt. Für Berthilde jedoch, die keinen Grund hatte, ihre Kindheitserinnerungen zu meiden, war die Sache nicht so einfach. Außer Silber und Schmuck ihrer Mutter, die sie natürlich beibehielt, lagen ihr auch noch eine Menge Kleinigkeiten am Herzen, die Familienandenken waren. Die längst begonnene und wieder abgebrochene Arbeit des Ordnens mußte jetzt unverzüglich zum Abschluß gebracht werden. Mehr als einmal wurden der jungen Frau die Augen feucht, wenn ihr

in dem einsamen Haus, in dessen Erdgeschoß nur ein alter Diener mit seiner Frau wohnte, so manches Kinderspielzeug durch die Hände ging. Zur Zeit, als ihr diese Gegenstände noch so viel bedeutet hatten, da waren ihr Sorge und Schmerz noch fremd gewesen!

Dann hatte sich's beim Tod der Mutter wie eine schwere, dunkle Wolke über ihr Leben gesenkt, aber wie ein Lichtstrahl hatte die damals schon keimende Liebe zu ihrem Gespielen die Finsternis durchbrochen und mächtiger hervorbrechend das Gewölk verscheucht! Manche stille Thräne galt dem Traum von Frieden und Geborgenheit, den der Sturm, der allen Frohsinn von dem Hause Loysel hinweggetragen, unwiederbringlich zerstört hatte. Sobald aber der Schritt ihres Gatten in den öden Räumen widerhallte, war jede Spur der Wehmut verscheucht, denn wie hätte sie ihm wehthun, ihn ahnen lassen können, daß sie Vergangenes beweinte?

Anfangs hatte sie immer die Stunden zum Packen ausgesucht, die Armand notgedrungen seinen eigenen Geschäften widmen mußte; seit einiger Zeit aber heftete er sich an ihre Schritte, als ob er Angst hätte, sie aus den Augen zu verlieren, und begleitete sie sogar in das alte Haus. Er hätte sich selbst nie zugeben mögen, welche Angst ihn folterte, sobald seine Frau ausgegangen war; er redete sich vielmehr ein, daß er sich vor dem Alleinsein fürchte, und trieb sich unbeschäftigt, verstimmt in den verlassenen Räumen umher, wo Bilder und Möbel ihm nicht die frohen Erinnerungen der Kindheit und jungen Liebe erweckten, sondern ihn einzig an die peinvollen Stunden mahnten, wo er neben der schlummernden Tante flüsternd mit Berthilde die Möglichkeiten zur Rettung des unschuldig Angeklagten erwogen hatte.

Er verzweifelte fast über diesen Zustand; er machte sich's selbst zum bittersten Vorwurf, daß weder seine Liebe noch sein Leid, weder der Gedanke an den teuren Vater, noch der an die schuldbeladene Mutter in seiner Seele hafteten, sondern immer wieder verdrängt wurden von den verleumderischen Worten jenes Briefes, von der Frage, warum Berthilde ihm aus ihrem Besuch bei Frau Grésil ein Geheimnis mache.

Unwillkürlich trieb es ihn dann immer wieder in das Zimmer, wo Berthilde an der Arbeit war.

Heute traf er sie vor einer Kommode knieend, deren Schiebfächer sie eifrig durchsuchte. Sie blickte auf und lächelte ihm zu, ein wenig unsicher zwar, denn sie hatte in letzter Zeit zu oft auf eine Erwiderung ihres freundlichen Blickes verzichten müssen, und auch heute ließ sich Armand wortlos in einem Lehnstuhl nieder.

„Siehst du,“ begann sie, nur um das drückende Schweigen zu brechen, „ich mache zwei Abteilungen von Reliquien: die erste bleibt hier eingesargt, die andre nehme ich mit. Sobald wir irgendwo festen Fuß fassen, sollen die alten wohlbekannten Bildchen an den Wänden hängen, dann wird's uns sein, als ob wir die Heimat nie verlassen hätten ... nur das Schmerzliche soll hier zurückbleiben.“

Dabei legte sie eine Anzahl Photographierähmchen sorglich in eine neben ihr stehende Kiste; sie enthielten zumeist Kinderbilder, kleine Gruppen, worin Berthilde mit ihren Spielkameraden, mit Armand oder auch Mutter und Tante, zu erkennen war. Mit einemmal hielt sie inne und blickte lange auf eine kleinere Photographie. Armand stand auf und trat hinter sie; kaum hatte er das Bild erkannt, als er derart zurückprallte, daß Berthilde erschrak.

„Was hast du?“ fragte sie, das Rähmchen zu Boden gleiten lassend.

Er hob es hastig auf.

„Das nimmst du doch nicht mit?“ fragte er mit schlecht gespielter Gleichgültigkeit.

„O doch! Sieh nur, wie niedlich die arme Kleine gewesen ist! Mama ließ die Geschwister damals photographieren auf dem Jahrmarkt ... du warst an dem Tage gerade nicht mitgegangen ...“

Mit funkelnden Augen starrte Armand auf die schwärzliche Glasplatte, worauf Grésil etwa zehnjährig mit dem um fünf Jahre jüngeren Schwesterchen kaum noch zu unterscheiden war.

„Das nimmst du nicht mit!“ stieß er herrisch heraus.

„O Armand! Das arme Kind starb bald darauf und ich hatte es so lieb!“

Er ließ die in einen dünnen Metallreif gefaßte Platte zu Boden fallen und setzte den Fuß darauf, daß das Glas in tausend Stücke zersprang.

„Wie abscheulich!“ rief Berthilde empört. „Wenn du meine Anhänglichkeit an diese Kleinigkeiten lächerlich findest, konntest du mir's ja sagen! Nun hab' ich kein Andenken mehr an Mariechen . . . und du hast's absichtlich zerstört, nicht zufällig!“

„Und wenn ich's absichtlich gethan habe?“ rief er außer sich.

Seine zornfunkelnden Augen glichen so sehr denen der Mutter an ihren schlimmsten Tagen, daß Berthilde im Innersten erschrak. Der Gedanke, daß er wahnsinnig werden könnte, stieg in ihr auf und erfüllte sie mit unsäglichem Mitleid.

„Du hast recht,“ versetzte sie sanft, „es wäre ja nichts Schlimmes. Nur im ersten Augenblick that mir's weh . . . verzeih, daß ich so heftig war!“

Seine Stirn glühte, die Adern an seinen Schläfen klopften.

„Ich will dich nicht länger in der Arbeit stören,“ sagte er, den Hut aufsetzend, „auch gehe ich lieber zu Fuß nach Hause . . .“

Ehe sie Zeit hatte, irgend etwas einzuwenden, war er fort; die Hausthüre fiel dröhnend ins Schloß.

Ohne ihre Reliquien noch eines Blickes zu würdigen, packte sie Stück um Stück in die Kiste, und manche heiße Thräne fiel dabei auf Dinge, die ihrer Kindheit Freude gewesen waren.

Armand war anfangs mit großen Schritten durch die Altstadt geeilt; die heftige Bewegung beschwichtigte die innere Erregung, und der Groll gegen Berthilde wich der Traurigkeit über sich selbst. Jetzt erkannte er die Grausamkeit, die er verübt hatte; jetzt las er in dem Blick, den Berthilde ihm zugeworfen hatte, die ganze Allmacht ihrer Liebe und schämte sich der Verblendung, des unsinnigen Mißtrauens, womit er dieser hingebenden, reinen Seele die schwerste Beleidigung zufügte. Er war davongestürmt, ohne sich Rechenschaft darüber zu geben, was ihn forttrieb; jetzt wurde er sich bewußt, daß er ihre Nähe nicht mehr er-

tragen hatte, weil er ihr auf seinen Knieen hätte Abbitte thun müssen.

Ein tiefes, unergründliches Weh preßte ihm die Brust zusammen, das Bewußtsein, verkannt zu haben, was einem das Teuerste ist. Er hatte viel durchgemacht, aber diese Angst, die wie eine Sturmflut in der eigenen Brust emporsteigt und Willenskraft, Stolz, alles, was man so gern Manneswürde nennt, niederwirft, die hatte er bisher nicht gekannt. Wenn er den Mut gefunden hätte, er wäre umgekehrt, um Berthilde in seine Arme zu schließen, mit ihr zu weinen ... daß sie weinte, wußte er ja! ... aber er fand diesen Mut nicht.

Wenn wir am tiefsten bewegt sind, wenn das Beste in uns nach Sühnung eines Irrtums lechzt, geschieht es, daß eine geringfügige Kleinigkeit diese Aufwallung eindämmt. Was Armand an der Umkehr hinderte, war die Vorstellung, an der Hausthüre klingeln, sich vom Diener hinaufführen lassen, vielleicht in seiner Gegenwart Berthilde wiedersehen zu müssen.

„In zwei Stunden kommt sie ja nach Hause," beruhigte er sich, „das wird besser sein ... freilich ist sie inzwischen sehr betrübt, aber ich nicht minder."

Alles, was er in den letzten Tagen innerlich durchgekämpft hatte, stand wieder vor ihm wie ein Schreckgespenst. Er fragte sich, wie es möglich gewesen war, daß er dem wirklichen Leid eingebildetes hinzugefügt hatte, und mit einemmal tagte es in seinem Bewußtsein.

„Das ist ja Eifersucht!" rief es in ihm. „Die schmählichste, sinnloseste Eifersucht! Ist es denn menschenmöglich, daß ein denkender, gebildeter Mensch sich durch einen anonymen Brief dermaßen erschüttern läßt? Nein, nein, das war's ja nicht! Das wäre scheußlich! Aber Eifersucht ..."

Mit einem Schlag ward ihm klar, daß nichts als seine bärbeißige Laune Berthilde verhindert hatte, ihm von ihrem Besuch bei Frau Grésil zu erzählen. Sie hatte ihn schonen, den Namen nicht nennen wollen, der schmerzliche Erinnerungen wecken mußte, und wie hatte er ihr diese Rücksicht gelohnt! Er sah die Geliebte wieder vor sich, wie sie freiwillig seinen Namen gefordert hatte an dem Tage, wo dieser Name mit unauslöschlichem Schimpf bedeckt worden war;

die Augen, die ihm damals in dumpfer Not voll Hoffnung und Zuversicht entgegengeleuchtet hatten, waren dieselben, die heute voll Schmerz und Angst zu ihm emporgeblickt hatten ... und er hatte zweifeln können!

Die Eifersucht macht uns wahnsinnig, ehrlos, blödsinnig ...

Wie wenn ein Nebelschleier zerreißt, sah er die Gestalt der zürnenden Mutter vor sich, ihre Hand am Revolver, den Vater mit grausamem Hohn auf den Lippen ...

„Wenn Berthilde mich verhöhnt hätte, ich würde sie vorhin erdrosselt haben! O Mutter! Unselige Mutter! Ich bin dein Sohn, und ich wollte dich verleugnen!“ ...

Der Erdboden schien unter seinen Füßen zu wanken, Häuser und Bäume drehten sich vor dem von Schwindel Ergriffenen. Eine neue Welt ging ihm auf, eine sittliche Anschauung, die er bisher nicht geahnt hatte. Ihm war wie einem Mönch, dessen enge Zelle sich weitet, durch deren berstende Mauern das Leben hereindringt ...

„Meine Mutter hat ja tausendfach mehr gelitten als ich,“ überlegte er, „hat diese Qualen jahrzehntelang ertragen ohne Klagen ... sie hatte thatsächlichen Grund dazu ... ihr wurde Hohn und Spott, verächtliches Mitleid zu teil ...“

Das Gericht, das an dem Notar vollzogen worden war, deuchte dem Sohn nicht mehr so unverdient; trotzdem er immer noch den Fehltritt eines Mannes geringer anschlug als den einer Frau, begriff er jetzt, daß Mann wie Frau zum äußersten kommen konnten. Das Verbrechen blieb, aber der Milderungsgrund stand jetzt daneben, und damit zog auch das Mitleid in sein Herz ein ...

„Jedenfalls hat mein Vater nicht gelitten wie sie ...“

Eine leere Droschke fuhr an ihm vorüber; er winkte dem Kutscher und rief im Einsteigen: „Nach Salvagnat!“

Zwanzigstes Kapitel.

Am Fenster sitzend, besetzte Frau Loysel ihr Trauerkleid mit Krepp. Seit sie als Einsiedlerin lebte, hatte sie sich auch die Buße auferlegt, allen Handarbeiten zu entsagen, deren Anfertigung Reiz und Freude gewährte. Sie beschränkte sich auf das Instandhalten ihres Anzugs, was ihr bisher als die verdrießlichste aller Arbeiten erschienen war, und verwendete trotz zunehmender Schwäche ihrer Augen manche Stunde des Tages darauf.

Sie blickte nicht auf, als ein Wagen vorfuhr; außer Berthilde hatte sie ja keinen Besuch zu erwarten.

„Jetzt wird sie Abschied nehmen, dann bin ich ganz allein,“ dachte die einsame Frau. „Wie Gott will!“

Da wurde hastig an die Thür gepocht, und herein trat Armand, um wie ein fluglahmer Vogel in den Armen der Mutter zusammenzubrechen. Sie starrte regungslos, mit entfärbten Lippen auf den Sohn; die Möglichkeit einer Versöhnung tauchte nicht vor ihr auf; sie stammelte nur zitternd: „Ist Berthilde tot?“

„Nein,“ sagte er, von heißem Schmerz darüber erfaßt, daß die Mutter sich sein Kommen nur durch das größte Unglück erklären konnte. „Sie schickt mich ... Mutter! Ich habe dir bitter weh gethan! Ich verstand dich nicht, konnte dich nicht verstehen; deine That erschien mir ungeheuerlich, und doch entsprang sie nur menschlicher Schwäche. ... Jetzt habe ich dich verstehen gelernt, jetzt weiß ich, was du gelitten hast ... o meine arme Mama! Du bist ja nur noch ein Schatten ...“

„Das Gewissen verzehrt mich!“ versetzte Frau Loysel ernst.

Sie gönnte sich nicht die Lust, ihn zu küssen, kaum hielt sie sich für würdig, seinen Kuß zu empfangen. Mit heißen Thränen hatte sie diese Stunde herbeigesehnt, jetzt hätte sie das Wiederfinden hinausschieben mögen, im Gedanken, daß ihre Buße noch nicht genüge.

„Nicht nur das Gewissen, das Herzeleid verzehrt dich,“ wandte Armand ein. „Ich war ungerecht und hart in meinem Stolz ...“

„Sprich nicht so!“ sagte sie, ihm den Finger auf die Lippen legend. „Du warst das Werkzeug der göttlichen Gerechtigkeit, dein Groll war meine verdiente Strafe, er war gerecht, war nötig ... ich habe dir nie gezürnt! Anfangs konnte ich's ja auch nicht verstehen! Wir halten uns für gerecht, redlich, ehrenwert ... wir sind es nicht, wir sind voreingenommen; wir sehen alles nur mit unsern eigenen Augen ... o mein Sohn! Wir haben kein Recht, zu richten und zu strafen! O mein Sohn! Sei barmherzig, auf daß dir Barmherzigkeit werde!“

Sie verstummte, als ob das Sprechen sie ermüdet hätte. Armand, der sich einen Stuhl dicht neben den ihrigen gerückt hatte, hielt den Arm um sie geschlungen und streichelte zärtlich die magere, durchsichtige Hand, die ihm den Vater getötet hatte.

„Ich habe so viel nachgedacht!“ fuhr sie nach einer Weile fort. „Wie oft warf ich nicht die Frage auf, ob ich nicht doch am Ende recht gehandelt habe ... aber nein! Wir haben kein Recht, zu strafen! Wir haben die Pflicht, zu dulden, zu entsagen, zu verzeihen. ... Ich mußte mich selbst verachten, und daß ich verächtlich geworden war, dafür wollte ich Rache haben ... die Schuld lag an mir, das weiß ich heute! Kein Mensch kann den andern erniedrigen, wenn er nicht geartet ist, erniedrigt zu werden. Ich wollte strafen ... das büße ich ...“

Zum erstenmal sah sie dem Sohn in die Augen.

„Glaubst du, daß ich gebüßt habe, daß ich büße ... daß ich je diese That büßen kann?“

„Mutter!“ rief er, sie an sich ziehend. „Reue wäscht uns von Sünde rein und ... du bereust!“

„Ja ... o ja ...“ stöhnte sie leise.

„Auch ich bin voll Reue, Mutter! Es war Wahnsinn, daß ich mich an Stelle der irdischen Gerechtigkeit setzen, daß ich strafen wollte, während alle Welt sich deines Elends erbarmte. Der Stolz machte mich fühllos!“

„Und mich ... du siehst, wohin er mich gebracht hat!“

„Ich fehlte aus Unkenntnis,“ fuhr er voll heißen Schamgefühls fort. „Weil ich die Eifersucht nicht kannte, war ich stolz und hart ... ich kenne sie jetzt!“

„Du? Und wieso ...“

„Berthilde!“ bekannte der junge Ehemann. „Ich erzähle dir die Sache ein andres Mal ... man kann da freilich nur von Wahnsinn reden ... aber er hat mich wenigstens verstehen gelehrt, was du leiden mußtest ...“

„Ein Verdacht gegen Berthilde! Diesen Engel!“

„Es war ein unseliges Zusammentreffen verschiedener Umstände ...“

„Gegen Berthilde!“ wiederholte Frau Loysel. „Mein armes Kind! Du bist wahrlich mein Fleisch und Blut!“

Sie blickte ihn voll Mitleid an, dann stand sie rasch auf.

„Sieh mich an,“ sagte sie mit Würde, „sieh, was die Eifersucht aus mir gemacht hat ... du nanntest es vorhin: einen Schatten! Einst war ich schön, bewundert, beneidet, geachtet, jetzt bin ich gebrochen, verworfen. ... Die Eifersucht hat mich verzehrt, mein Leben so elend gemacht, daß der Tod mir eine Wohlthat sein wird! Du bist jung, du sollst glücklich sein und es bleiben ... vergifte dein und Berthildes Leben nicht durch diese Leidenschaft!“

„Die arme Berthilde!“ seufzte Armand, der den Worten der Mutter mit scheuer Ehrfurcht gelauscht hatte. „Ich bin ihr Genugthuung schuldig, ich werde ihr ein Geständnis ablegen ...“

„Unterlasse das!“ sagte die Mutter mit Bestimmtheit. „Das mutige Kind hat nicht verdient, daß du diese Störung in ihr Leben bringst! Bewahre das Geheimnis deiner sittlichen Krankheit, damit sie nicht mit Reue zurück, mit Sorge vorwärts blicke! Ich weiß, was du mir entgegenhalten willst, aber ich sage dir: besser hält sie dich für launisch und rücksichtslos, als für eifersüchtig! Wüßte sie, daß du dieser Leidenschaft verfallen bist, sie fände keine Ruhe mehr; steht ja doch auch ihr mein Beispiel vor Augen!“

„Ich werde dir gehorchen, Mutter!“ sagte er, die Weisheit dieses Rats begreifend und fest entschlossen, ihn zu befolgen.

Frau Loysel sah sich mit einer gewissen Verwunderung in ihrem Stübchen um; es war, als ob die Anwesenheit des Sohnes ihr die Kahlheit der Wände und die Armseligkeit der Einrichtung zum erstenmal zum Bewußtsein brächte.

„Es ist kalt hier," bemerkte sie entschuldigend. „Ich habe keinen Kamin."

„Du hast doch nicht den ganzen Winter ohne Feuerung zugebracht?" fragte Armand entsetzt, denn er wußte ja, daß ihr die Behaglichkeit gut geheizter Stuben immer besonders wohlgethan hatte.

„Doch ... und Berthilde war stundenlang bei mir ohne sich je zu beklagen," erwiderte sie nachdenklich. „Ich dachte damals gar nicht daran ... sie wohl auch nicht ..."

„Aber das eigentliche Landhaus ist ja heizbar. Ich nahm fest an, du wohnest dort!"

„Ja, es ist heizbar ... für mich war dieses gut genug."

„Ich nehme dich auf der Stelle mit mir," erklärte Armand. „In dieser Gruft darfst du nicht bleiben! O Mutter! Du hier den ganzen Winter, und ich in einer bequemen Wohnung! Ich wußte ja nichts davon ... Berthilde sagte mir nie ..."

Er brach ab. Hatte er denn seiner Frau nicht verboten, ihm von der Mutter und ihrem Leben zu erzählen?

„Gehen wir!" rief er. „Es macht mich elend, dich hier zu sehen ... ich könnte nicht mehr schlafen, nun ich das weiß! Komm mit mir, Mutter, dann kann ich erst an deine Verzeihung glauben."

Sie sah sich in ihrer Büßerzelle um.

„Wenn du es haben willst, ja! Was liegt mir daran, ob diese Wände oder andre Zeugen meiner Reue sind?"

Einundzwanzigstes Kapitel.

Als Berthilde nach Hause kam, stand ihr Mann auf der Schwelle des Wohnzimmers und empfing sie mit innigem Kuß. Sie ließ sich in die Arme schließen, aber das Herz ward ihr nicht leichter dabei. Sollte es denn so bleiben, daß er sie je nach Stimmung grausam oder zärtlich behandeln

würde? Sie hatte aber keine Zeit, weitere Betrachtungen anzustellen; zur Seite tretend, gab Armand sie frei, und nun sah sie eine schwarzgekleidete Frauengestalt, die, vom letzten Abendsonnenschein umflossen, am Fenster saß.

„Meine liebe Mama!“ rief sie jubelnd, daß es die Mutter und Armand zu Thränen rührte. „O Liebster! Wie gut du bist! Wie ich dir danke!“

Damit flog sie auf die Mutter zu und küßte sie, dann schmiegte sie sich mit solcher Seligkeit an die Brust des Gatten, daß er Mühe hatte, ihr nicht auf der Stelle alle Rätsel der letzten Tage zu lösen. Er hielt aber an seinem Vorsatz fest, gelobte sich innerlich, seine Schuld an der herrlichen Frau gut zu machen, und nahm mit Beschämung ihren unverdienten heißen Dank entgegen.

Am andern Morgen erklärte Armand, am folgenden Tage reisen zu wollen. Um den neugierigen Gaffern am Bahnhof zu entrinnen, beschloß er, im Wagen auf eine benachbarte Eisenbahnstation zu fahren. Weder Berthilde noch die Mutter konnten triftige Gründe gegen diesen Plan vorbringen, denn alles, was sie an Clermont gebunden hatte, war erledigt, bis auf Frau Loysels Besuch bei der alten Frau Grésil, der Berthilde schwer auf der Seele lag.

Die Scheu vor jeder Begegnung, jedem Verkehr hatte sich während der freiwilligen Einzelhaft bei der unglücklichen Frau so krankhaft gesteigert, daß es schwer hielt, sie dem Wunsch der Greisin geneigt zu machen. Berthilde hatte beim Frühstück ihre ganze Beredsamkeit vergebens aufgewendet. Eine Stunde darauf klingelte es, und das kleine Mädchen, das bei Frau Grésil als Krankenwärterin diente, gab einen Brief ab.

Armand nahm ihn in Empfang und erkannte auf den ersten Blick die Handschrift des einstigen Kameraden. Mit einem Lächeln, dessen Preis nur er selbst zu schätzen wußte, bot Armand seiner mit Silberpacken beschäftigten Frau den uneröffneten Brief hin.

„Lies du,“ sagte Berthilde, ohne sich in ihrer Arbeit stören zu lassen.

Er sah sie forschend an, ward aber gleich inne, daß sie ihm diese Erlaubnis ohne jede Nebenabsicht erteilt hatte, daß sie wirklich keine Ahnung von seinem thörichten Verdacht

haben konnte. Erregter, als er sich selbst gestehen mochte, riß er den Umschlag auf und las:

„Liebe gnädige Frau! Meine Großmutter ist sehr schwach, sie wird wohl nicht mehr lange warten können. Wir wären Ihnen so dankbar, wenn Sie Ihr Versprechen erfüllen wollten, denn sonst wird ihr das Sterben zu schwer . . ."

„Gib der Mutter den Brief," sagte Berthilde einfach.

Kurz darauf fuhren alle drei in einem geschlossenen Wagen zur Stadt und in das enge Gäßchen, wo Frau Grésil wohnte. An der gelähmten Frau lebten nur noch die Augen und der Mund, und ein beglücktes Lächeln, wie der Abglanz einstiger Jugend, verklärte diese Augen, als Frau Loysel an ihr Bett trat. Von diesem leuchtenden Blick angezogen, beugte sich die Witwe über die Sterbende, während Armand und Berthilde bescheiden im Hintergrunde blieben. Grésil, der am Kopfende des Bettes saß, winkte ihnen aber, näher zu treten.

„Sie hat keine Geheimnisse, es wird ihr recht sein, wenn Sie's auch hören," sagte er.

Wie ein Widerhall aus weiter Ferne ertönte die schwache Stimme der Greisin.

„Sie haben sich sehr gut benommen, Frau Loysel! Es gibt nicht viele Damen, die den Mut gehabt hätten . . . der Leute wegen, wissen Sie! Ich bin ja nur eine einfache Frau, aber ich begreife doch, wie schwer es Ihnen geworden sein muß. Ihnen hab' ich's zu danken, daß mein Junge mir die Augen zudrücken kann, wie sich's gehört . . . das wollt' ich Ihnen sagen, und Abschied nehmen wollt' ich auch . . . und der Segen einer alten Großmutter, Frau Loysel, die bald fortgeht . . ."

Sie schloß die Augen und bewegte die Lippen in stillem Gebet. Gesenkten Hauptes, andächtig wie in einer Kirche, standen alle um sie her.

„Der Segen einer alten Frau," erklang es von der noch schwächeren, kaum hörbaren Stimme, „ruhe auf Ihnen, Ihren Kindern und Kindeskindern, die der Herr Ihnen schenken möge, und die gute Menschen sein werden . . ."

Sie konnte nicht weitersprechen. Stumm drückte Frau Loysel die kalte, leblose Hand. Da raffte sich die Sterbende

noch einmal auf und flüsterte leise: „Küssen Sie mich, Frau Loysel!“

Die schuldbeladene Frau drückte ihre Lippen auf die runzelige Stirne der Greisin und beugte sich noch tiefer hinunter, bis diese einen Abschiedskuß auf ihre Wange drücken konnte. Dann lag die Kranke mit geschlossenen Augen wie eine Schlafende.

„Ich danke Ihnen auch meinerseits,“ sagte Grésil, die Besucher hinausgeleitend. „Jetzt wird sie zufriedener sterben. Wenn alles überstanden ist, verlasse ich Clermont ... ich kann mein Brot ebensogut anderswo finden. Leben Sie wohl, Herr Armand! Leben Sie wohl, Frau Berthilde ... und recht glückliche Reise!“

All die heiße Dankbarkeit, die sein Herz erfüllte, lag im Klang dieser Abschiedsworte.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Der große Landauer fährt bedächtig nach Fontanas hinauf; er führt Armand und Berthilde der Zukunft in unbekannter Ferne entgegen. Frau Loysel gibt ihnen das Geleite; sie ist ernst und traurig, wie sie ihr Leben lang bleiben wird, aber doch ihrem früheren Selbst ähnlicher als in der eisigen Einsamkeit von Salvagnat.

Die Sonne glitzert auf den ersten Baumknospen, in dem Graben längs der Landstraße plätschert und rieselt das Schneewasser von den Bergen. Der Wagen steigt hoch und höher, jetzt hat er die Stelle erreicht, die einen so hübschen Ausblick auf Clermont gewährt, und der Kutscher hält, um seine Pferde verschnaufen zu lassen.

Armand betrachtet die Aussicht. Die Morgennebel sind gelichtet, klar und hell liegt die Gegend vor ihm. So ist ihm einst die Wahrheit aufgegangen, die sich ihm nicht mehr verschleiern wird; im hellen Tageslicht, in der Klarheit des Horizonts, in den ehrlichen Augen seines geliebten Weibes

wohnt sie. Sie, die ihm gegenübersitzt, ist die Wahrheit, die Güte, die Ehre; in ihre Hand hat er sein Glück und sein Leben gelegt; sie wird das ihr vertraute Gut wahren mit reiner Hand, mit der starken und linden Hand, die Frau Loysels tiefe, unheilbare Wunde bloßgelegt, gereinigt und gepflegt hat.

Die Pferde setzen sich wieder in Gang; in raschem Trab geht's auf der nun erreichten Höhe vorwärts.

„Armand ... da ist Fontanas ...“

Ihre Blicke begegnen sich, beider Gedanken sind eins.

„Mama, willst du uns im Wagen erwarten? Wir möchten zu den Quellen gehen!“

Frau Loysel blickt verwundert auf. Sie hat nie erfahren, was die beiden innerlich erlebten in der Morgenfrühe jenes Tages, der für sie mit Blut bezeichnet ist. Damals hatten sie keine Zeit mehr gehabt, sich auszusprechen, und seither hatte sie als eine Tote unter den Lebendigen gestanden.

„Gewiß, Kinder, geht nur!“ versetzte sie duldsam.

Sie steigen aus und schlagen den Weg nach dem Dörfchen ein. Eine Führerin meldete sich auch diesmal wieder und wird wieder abgelehnt. So nähern sie sich dem ersten Wasserbecken ...

Da tritt eine Wolke vor die Sonne; das ganze Bild verdüstert sich, und eine unbestimmte Furcht ergreift ihre Herzen.

„Armand, wir wollen lieber wieder umkehren ...“

„Weshalb?“ fragte er, obwohl er ihre Gründe errät.

„Alles ist grau, und wir sind traurig ... laß uns die Erinnerung sondergleichen in ihrem Sonnenglanz bewahren! Wer weiß, ob uns der heutige Besuch nicht darum brächte!“

„Du hast recht,“ erwiderte Armand. „Wir werden später hierher zurückkehren, später, wenn wir widerstands-, kampfesfähiger geworden, erstarkt sind! Im Grunde, Berthilde ... wir sind ja noch so jung, das Leben fängt erst an für uns!“

„Gerade darum,“ stimmt sie bei, „wollen wir uns die schönsten Jugenderinnerungen ungetrübt erhalten, bis andre sich ihnen zugesellen.“

„Schon zurück?“ fragt Frau Loysel, als sie wieder an den Wagen treten.

„Wir haben uns anders besonnen, Mama,“ fängt Armand an, und die Mutter nickt sofort verständnisvoll.

„Ich begreife es,“ sagt sie mit einem leisen Seufzer. „Jetzt erinnere ich mich wieder . . . Ihr habt recht gethan.“

Die Pferde ziehen an, der Wagen rollt weiter. Die Sonne scheint wieder hell. Wie ein mit Diamanten besetzter Schrein funkelt Fontanas in ihrem Glanz, und die Blicke der jungen Gatten ruhen ernst und innig ineinander. Leise Schwermut liegt über ihren Seelen, wie die Morgennebel über den Quellen. So gehen sie der gemeinsamen Zukunft entgegen.

Ende.

Neunter Jahrgang.

Band

1. 2. Ohnet, Im Schuldbuch des Hasses.
3. Savage, Meine offizielle Frau.
4. Zehren, Sein Genius.
5. 6. Croker, Ein Zugvogel.
7. Filon, Violette Merian.
8. Lay, Fräulein Kapitän.
9. 10. Gordon, Ein puritanischer Heide.
11. Coppée, Das Stück Brot und andere Geschichten.
12. Bret Harte, In der Prairie verlassen.
13. 14. de Berkeley, Zwischen Lipp' und Kelchesrand.
15. Conway, Mein erster Klient und andere Geschichten.
16. de Tinseau, Auf steinigen Pfaden.
17-19. Malot, Heimatlos.
20. v. Heigel, Baronin Müller.
21. Mairet, In guter Hut.
22. Eckstein, Das Kind.
23. 24. Warden, Das Haus am Moor.
25. Serao, Giovannino oder den Tod! — Dreißig Prozent.
26. Toudouze, Des Seemanns Tagebuch.

Zehnter Jahrgang.

Band

1. 2. Cherbuliez, Das Geheimnis des Hauslehrers.
3. v. Wildenbruch, Das wandernde Licht.
4. St. Aubyn, Einer alten Jungfer Liebestraum.
5. Schubin, Schatten.
6. 7. Croker, Unerwartet.
8. Franzos, Ein Opfer.
9. 10. Nielsen, Die Möwe.
11. Simmy, Geopfert.
12. Dick-May, Unheimliche Geschichten.
13. 14. v. Bülow, Margarete und Ludwig.
15. Mrs. Oliphant, Die Herzogstochter.
16. Daudet, Briefe aus meiner Mühle.
17. 18. Sims, Erinnerungen einer Schwiegermutter.
19. v. Roberts, Lou.
20. Lie, Hof Gilje.
21. 22. de Marchi, Don Cirillos Hut.
23. Schultz, Jean von Kerdren.
24. Villinger, Unter Bauern.
25. 26. Savage, Prinz Schamyls Brautwerbung.

Elfter Jahrgang.

Band

1. 2. Ohnet, Das Recht des Kindes.
3. v. Gersdorff, Ein schlechter Mensch.
4. Peard, Mademoiselle.
5. 6. Bourget, Kosmopolis.
7. Stockton, Eine schnurrige Geschichte.
8. Coppée, Die wahren Reichen.
9. 10. Bock, Simson und Delila.
11. Jókai, Die gelbe Rose.
12. Gréville, Verloren.
13. 14. Croker, Zwei Herren.
15. de Amicis, Eine Schultragödie.
16. Harraden, Schiffe, die nachts sich begegnen.
17. 18. Spielhagen, Susi.
19. Tim.
20. Munch, Frauen.
21. 22. de Berkeley, Die alte Geschichte.
23. v. Heigel, Der Sänger.
24. Sims, Möblierte Wohnungen.
25. 26. Clifford, Tante Anna.

Zwölfter Jahrgang.

Band

1. 2. v. Wolzogen, Die Erbschleicherinnen.
3. Ottolengui, D. Kameenknopf.
4. Claretie, Die Cigarette und andere Geschichten.
5. 6. Benson, Dodo.
7. Zehren, Die Brüder.
8. Howells, Pflichtgefühl.
9. 10. v. Roberts, Revanche!
11. Serrao, Pinsel und Meißel.
12. v. Gersdorff, Schwere Frage.
13. 14. Rameau, Das Magdalenenhaar.
15. Moore, Der Verkauf einer Seele.
16. Savage, Wandelbilder.
17. 18. Spielhagen, Selbstgerecht.
19. Jerome, Roman-Studien.
20. Busse, Jugendstürme.
21. 22. Croker, Eine Familienähnlichkeit.
23. van Horst, Verbotene Frucht.
24. Moeller, Gold und Ehre.
25. 26. Jota, Eine gelbe Aster.

Dreizehnter Jahrgang.

Villa Falconieri. Von R. Voß. 2 Bde.
Mit wahrhaft berauschender Glut der Schilderung zaubert uns der berühmte Dichter in seinem prächtigen Roman den Frühling der Campagna di Roma und des Albanergebirgs mit seiner märchenhaften Blumenfülle vor Augen, und mächtig ergreift uns das Schicksal der Menschen voll echter Leidenschaft, die er in dieser großartigen, stil- und stimmungsvollen Umgebung lieben und leiden läßt.

Die Tochter des Abgeordneten. Von Georges Ohnet.
In diesem glänzend geschriebenen Roman bietet Ohnets vielseitiges und fruchtbares Talent eine seiner reifsten Früchte. Die große Schar der Freunde und Verehrer des gefeierten Erzählers wird dieses Buch namentlich auch darum noch vermehren, weil es sich auch zur Lektüre für junge Mädchen eignet.

Die Siegerin. Von Hans Hopfen.
Einem neuen Buche von Hans Hopfen können wir keine bessere Empfehlung mit auf den Weg geben als die, daß es ein „echter Hopfen“ ist.

Eine dritte Person. Von B. M. Croker. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Ein Abglanz der Sonne Indiens, dem Schauplatze der meisten Crokerschen Romane, durchwärmt und verklärt gleichsam die Geschichten dieser mit Recht so beliebten Erzählerin und verleiht ihnen einen romantischen Schimmer, der den Leser unwiderstehlich gefangen nimmt.

Flederwischs Heirat. Von Gyp. Aus dem Französischen.
Die Heldin dieser Geschichte, der „Flederwisch“, ist ein entzückendes Geschöpfchen, dessen köstliche Naivetät und neckischer Humor wahrhaft herzerquickend wirken.

Eine internationale Ehe. Von Madame Bigot. Aus dem Englischen.
Ein glücklich gewählter Stoff, ein interessantes, gut beobachtetes Milieu und eine reich bewegte Handlung vereinigen sich in diesem flott geschriebenen Roman zu einem wohlgelungenen, wirkungsvollen Ganzen.

Sich selber treu. Von M. Gerbrandt. 2 Bände.
Warmherzige Menschen von reich entwickeltem Gefühlsleben treten uns in diesem hochgestimmten Roman entgegen, in dem sich die begabte Verfasserin als eine Seelenkennerin von feiner poetischer Empfindung und abgeklärter Kunstanschauung erweist.

Isländfischer. Von Pierre Loti. Aus dem Französischen.
Mit der Einreihung von Lotis berühmtem Roman, diesem Hohenlied der See und der Liebe, in unsre Sammlung erfüllen wir einen Wunsch vieler unsrer Leser.

Ratsmädel- und Altweimarische Geschichten. Von Helene Böhlau.
Wahre Kabinettstücke stimmungsvoller Kleinmalerei und gemütvollen, schalkhaften Humors sind auch diese neuen Böhlauschen Ratsmädelgeschichten, in denen wir einen Hauch aus Weimars großer Zeit verspüren.

Die weißen Felsen. Von Edouard Rod. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Ein vortreffliches Buch von ernstem Grundton, reich an Gedanken und fein beobachteten Zügen, dabei von hoher künstlerischer Wahrheit.

Der Herr Stationschef. Von Karl von Heigel.
Eine der besten Arbeiten Heigels. Das Drama, das sich zwischen vier Wänden abspielt, kommt in tausend Familien vor, ist aber darum nicht minder erschütternd und beherzigenswert. Die überraschende und doch einzig richtige Lösung ist in ihrer Knappheit und Wucht von größter Wirkung.

Ein Reiseabenteuer. Von Charles de Berkeley. Aus dem Französischen.
De Berkeley ist eine ganz für sich stehende litterarische Erscheinung, ohne jede Anlehnung an eine bestimmte Richtung. Daß er aber fesselnd und originell zu erzählen weiß, dafür liefert die vorliegende spannende Geschichte mit ihrem geheimnisvollen Reiz den vollgültigen Beweis.

Die Hexe von Harlem. Von Col. Richard Henry Savage. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Das starke und urwüchsige Talent des Verfassers von „Meine offizielle Frau“, der es wie wenige versteht, den Leser in atemloser Spannung zu erhalten, bekundet sich auch in der „Hexe von Harlem“, einem Roman von überaus bewegter und dramatischer Handlung.

Königstigerin. Von G. Verga. Aus dem Italienischen.
Nicht mit dem Maßstab kühler nordischer Gefühlsnüchternheit will diese Dichtung des berühmten Veristen gemessen sein. Lodert auch südliches Feuer in seiner Schilderung einer dämonischen, verzehrenden Leidenschaft, so weiß doch italienische Grazie überall die ästhetische Grenzlinie zu respektieren.

Selbstbestimmung. Von H. H. Boyesen. Aus dem Englischen.
Hat auch der kürzlich verstorbene Norweger in der Sprache seiner amerikanischen Adoptivheimat geschrieben, so hat er sich doch seine skandinavische Eigenart bewahrt. Allem Sensationellen abhold, legt er den ganzen Nachdruck auf die Herausarbeitung der Charaktere, die ihm denn auch meisterlich gelingt.

Frost im Frühling. Von Georg Mengs. 2 Bände.
Warmfühlende Menschen, geistige Naturen sind es, die wir in diesem Roman, einem Künstlerroman, kennen lernen, der den Leser neben einer packenden Handlung durch psychologische Vertiefung und große Frische der Darstellung interessiert und fesselt.

Smaragda. Von August Niemann.
Die farbenprächtigen, lebenswahren Schilderungen dieses in Konstantinopel spielenden Romans führen uns mitten hinein in die blutige Verfolgung der Armenier, die jüngst erst alle Herzen erschüttert hat.

Lady Hildegard. Von B. M. Croker. Aus dem Englischen.
Durch krause Lebensschicksale geleitet die Verfasserin ihre Heldin, die wie all ihre Gestalten voll Reiz und Leben ist und der sie den eigenen schalkhaften Humor zum treuen Begleiter gibt.

Zu jung gefreit. Von Sidney Luska. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Diese gemütvolle, durch freundlichen Humor gewürzte Geschichte von dem harten Wege eines tüchtigen jungen Paares durch schwere Prüfungen und Enttäuschungen zu endlichem Erfolg wird niemand ohne innige Teilnahme und wirkliche Befriedigung lesen.

Vierzehnter Jahrgang.

Der Kraft-Mayr. Von Ernst von Wolzogen. 2 Bände.
Dieser „humoristische Musikantenroman" ist geradezu hinreißend. Wolzogen zeigt sich darin als ein Meister treffender Charakteristik, und wenn auch in den launigen Blättern der Schalk die Pritsche schwingt, so erhalten wir doch ein ernstgemeintes Kulturbild von hohem Wert.

Altweimarische Liebes- und Ehegeschichten. Von Helene Böhlau.
Das liebenswürdige Talent der Verfasserin der berühmten Ratsmädelgeschichten kommt nie besser zur Geltung, als wenn sie ihre Stoffe dem alten Weimar entnimmt, das so recht ihre eigenste Domäne bildet.

Das Bäschen vom Lande. Von Helen Mathers. Aus dem Englischen.
Eine prächtig erzählte, gemütvolle Geschichte, an der jedermann seine Freude haben muß.

Der Pfarrer von Favières. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Mit einer bewegten und im höchsten Grade spannenden Handlung verbindet sich im „Pfarrer von Favières" meisterhafte Charakterschilderung zu einem abgerundeten Kunstwerk von starker Wirkung.

Die Heimkehr. Von Ossip Schubin. 2 Bände.
Nur einer echten Dichternatur kann eine so rührende Frauengestalt wie die Heldin dieses prächtigen Romans gelingen. Ossip Schubin hat unseres Erachtens nie etwas Besseres geschrieben.

Vergessene Pflicht. Von Léon de Tinseau. Aus dem Französischen.
Mit stets regem Interesse folgt der Leser den verschlungenen Pfaden dieses Romans, der, teils in Frankreich, teils im amerikanischen Westen spielend, eine Fülle von interessanten Bildern darbietet.

Gauner-Ehre. Von C. J. Cutcliffe Hyne. Aus dem Englischen.
Eine höchst originelle, von Leben sprühende Abenteuergeschichte, die sich durch feine Beobachtung und flotte, künstlerische Darstellung weit übers Gewöhnliche erhebt.

Liebe und Gymnastik. Von Edmondo de Amicis. Aus dem Italienischen.
Was sich am schwierigsten von Volk zu Volk vermittelt, ist der Humor. Amicis besitzt ihn so ganz im germanischen Sinne, daß er uns fast näher steht als seinen Volksgenossen.

Ein Millionär. Von B. M. Croker. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Mrs. Crokers anglo-indische Romane erfreuen sich einer wohlverdienten wachsenden Beliebtheit, die sie nicht zum wenigsten dem satirischen Humor verdanken, womit die Verfasserin die kleinen Schwächen der Menschen zu geißeln weiß.

Im Joch der Liebe. Von Brada. Aus dem Französischen.
Ein vorzüglicher Roman. Die Dame, die sich unter dem Namen Brada verbirgt, erzählt darin die rührende Geschichte einer weichherzigen kränklichen Frau mit einem schwachen und selbstsüchtigen Lebemann.

Verspielte Leute. V. Helene Böhlau.
Helene Böhlaus ausgeprägte künstlerische Individualität offenbart sich in den zwei reizenden Geschichten, die in diesem Bande vereinigt sind, aufs glücklichste. Man liest nicht mehr, man erlebt, was sie uns aus ihrem Altweimar zu erzählen weiß.

Die goldene Hand. Von F. W. Robinson. Aus dem Englischen.
Eine überaus dramatisch erzählte Kriminalgeschichte, deren Entwicklung man mit atemloser Spannung folgt.

Die schöne Helena. Von Alexander Baron von Roberts. 2 Bände.
In diesem Soldatenroman hat der frühverstorbene Dichter die Höhe seines Könnens erreicht. Die Sprache ist derb und sinnlich frisch; in der Charakteristik und Wirklichkeitsschilderung zeigt sich die Reife der Meisterschaft.

Der Bischof in Not. Von D. Chr. Murray. Aus dem Englischen.
Wir haben lange keine so frische und lustige Geschichte gelesen. (Standard.)

Das Geständnis. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.
In höchst dramatischer, spannender Weise wird hier eine Familientragödie geschildert, deren Opfer unsere Teilnahme in hohem Maß erregen.